

Donnerstag, 17. März 2011

Japan der 70er. Gesehen durch die Linse meines Vaters.

Mein Vater hatte immer seine Spiegelreflex dabei auf seinen Geschäftsreisen. Sagen wir mal so: Ab dem Zeitpunkt, da er eine sein Eigen nennen konnte. Damals war Arbeitszeit noch nicht so lückenlos überfüllt. So blieb ihm genügend Zeit, seine Eindrücke auf Film festzuhalten. Von jeder Reise kamen neue hinzu. Die dann in seiner Dunkelkammer zum Leben erweckt wurden. Viele Stunden stand ich neben ihm und habe Bilder gewaschen, gewendet oder sanft gebadet. Um bei der Geburt dabei zu sein. Dies ist somit eine Sammlung aus vielen Japanreisen in den 70ern. Es war schön für uns Kinder, dass er diese Bilder mitbrachte. Denn so konnten wir nicht nur in Gedanken mit auf seine Reisen ans andere Ende der Welt gehen, sondern wir hatten auch eine bildliche Vorstellung davon. Zu jedem dieser Bilder hatte er natürlich eine ausführliche und immer interessante Geschichte zu erzählen. Japan war so wunderbar, ganz und gar anders. Er kehrte für uns immer wie aus einer anderen Welt zurück. Von einem anderen Planeten. Mit unglaublichen Geschichten im Gepäck.

(Fotos: Thomas Hintze, Motive: Japan, Tokio der 70er (eventuell auch Anfang 80er))

Geschrieben von Christof Hintze in Weite Welt um 18:04

Samstag, 14. November 2009

Samstagsgedanken: Sonnenschirm

Ein Haiku ist eine japanische Gedichtform, die in ihrer traditionellen Richtung aus drei Zeilen oder Wortgruppen mit jeweils fünf, sieben und fünf Silben besteht. Das Thema des Haiku ist es, ein subjektiv empfundes Naturerleben im Augenblick fest zu halten. Mein Vater schrieb dieses Haiku vor Jahren. Unabhängig davon schoss ich dieses Bild - ohne das Haiku zu kennen. Jetzt kommen beide zusammen. "Dieser Sonnenschirm. Stiehlt sich aus des Himmels Blau einen roten Fleck." Helmut Falkenberg

Geschrieben von Kai Falkenberg in Weite Welt um 08:00

Dienstag, 11. November 2008

Olmützer Quargel

Lange nicht mehr so gelacht. Ich war ein Wochenende in Prag, der goldenen Stadt. Da man in einer Stadt nicht am Strand liegen kann, bin ich wie jeder Tourist alle Varianten der Straßenbegehung auf und ab. Ohne dass mir der Fehler unterläuft, eine Straße aus Versehen 2x zu begehen. Es ist mir so gut wie fast gelungen. Solche Kulturgroßstädte kann man nur mit ordentlichen Laufschuhen aufsuchen, sonst ist man ausgeliefert. Aber schön. Eine wunderschöne Stadt mit ca. 54.787 Läden die voller Mitbringsel derselben Art sind. Und seltsam, es gibt ca. auch 2.557 Pizzerias. Und 50% der restlichen Geschäfte sehen und heißen genauso wie bei uns. Aber es gibt sie noch. Die unglaublichen Begegnungen, die einem für immer ins Gedächtnis gebrannt werden. Bei denen man dann doch merkt, dass man den gewohnten und eigenen Lebensraum verlassen hat, dass man an einem anderen Ort angekommen ist, dessen Lebensgeschichten und Lebenswege so anders sind. Das sind die Momente, in denen man einer anderen Kultur begegnet, in denen man etwas völlig Fremdes kennenlernt. Das sind die Souvenirs, die es sich lohnt im Gedächtnis mitzunehmen. Und die liegen in keiner Auslage dieser Läden, sondern diese Begegnungen muss man suchen, herausfordern. Und man muss da durch. Meine hieß Olmützer Quargel. Und ich hatte keinen blassen Schimmer, was das ist oder bedeutet. Trotzdem habe ich es bestellt. Weil ich mir so dachte, dass die Population dieser Menschen hier ja nicht vom Aussterben bedroht ist und somit muss dies ein Teil der Nahrungskette sein. Welcher? Das wusste ich natürlich nicht. Aber ich habe es getan. Und somit werde ich den Olmützer Quargel mein Leben nicht mehr vergessen.

Geschrieben von Christof Hintze in Weite Welt um 07:53

Donnerstag, 24. April 2008

Ein Stück vom Bach (Hansgeschichten)

Hans stand im Bach und überlegte, ob er was riskieren sollte. Nur wenige Meter, dann hätte er die alte Steinbrücke erreicht. Drunter hergehen oder doch besser außen herum? Er spürte wie das Wasser kühl um seine Waden strich. Es war trüb und hatte die Farbe des Kaffees, wie sein Vater ihn mit reichlich Milch zum Frühstück trank. An normalen Tagen hatte der Bach immer nach feuchter Erde gerochen. Jetzt war es ihm, als ob es vor ihm aus dem Maul eines großen schwarzen Hundes roch. Hans war bis hierher durch den ganzen Bach gewatet. Er war wie jedes Mal an jener Stelle die steile Böschung hinab gestiegen, wo das Wasser flach über ein Bett aus schwarzen und weißen Kieselsteinen kroch, und wo er am liebsten lange Zeit in der Sonne saß, weil er dem Plätschern des Baches lauschen konnte, das hier das Lauteste war – wenn man das Rauschen der hohen Pappeln und Schwarzerlen erstmal ausgeblendet hatte. Das Bachplätschern klang wie ganz sanftes Klavierspielen, ganz zart, ganz hell, ganz fein. Er stellte sich vor, was für feine Hände der Spieler haben musste, wenn er so zart spielen konnte. Er musste die Musik sehr lieben, so zart war sein Spiel. Immer, wenn Hans die Musik hörte, war es ihm, als würde er träumen. Er hatte die Augen geschlossen und die Musik war da. Sie floss durch seinen Kopf. Er öffnete die Augen und die Musik war immer noch da. Seit damals war es immer diese Musik, die er auch anderswo zu finden suchte. Als er die Stelle mit den weißen und schwarzen Kieselsteinen hinter sich gelassen hatte, sah er das alte Telegrafenhäuschen. Es war aus roten Ziegeln gebaut. Es war eine Art Turm, in dem man sich gewiss prima hätte einrichten können. Der Turm war so hoch wie zwei Männer und er musste den Kopf ganz in den Nacken legen, wie er unten im Bach stehend nach oben sah. Der Turm lag im Schatten der alten Pappeln, Weiden und Erlen, die hier am Bach Spalier standen. Die Pappeln und Erlen waren so hoch, dass sie bis in den Himmel wuchsen und herrlich rauschten, wenn der Wind in ihre Kronen fuhr. Weiter oben kam ein Stück ohne Pappeln und Erlen. Hier standen die alten Kopfweiden, die hohl waren und sich zum Klettern anboten. Das letzte Stück hinter der Steinbrücke war wieder mit Pappeln und Erlen bestückt; und dann kam auch bald das Dorf und der Bach verschwand zwischen den Häusern, die alle Gärten hatten, die bis an den Bach heran reichten. Der Turm hatte eine Tür aus Eisen. Auf der Tür aus graulackiertem Eisen warnte ein gelbes Schild mit schwarzem Blitz vor der tödlichen Gefahr. Auf dem Turm saß ein steiles Satteldach mit schwarzen Dachpfannen. Von den beiden Giebelseiten führten schwarze, fingerdicke Drähte weg. Da, wo sie vom Haus wegführten, waren faustgroße weiße Kugeln. Wenn einer der schwarzen Drähte reißen und in den Bach fallen würde, dann wäre er sofort tot, dachte er jedes Mal. Er würde mit dem Bach ins Meer treiben und seine Mutter würde um ihn weinen. Das Wasser des Baches floss träge und es war leicht gewesen mit der Strömung zu waten. Der Bach war nirgends mehr als einen halben Meter tief. Mal umspülte er die Knöchel, wie an der Stelle mit den Kieseln, weiter oben wurde das Bachbett schmaler und der Grund schlammig. Hier reichte das Wasser bis über die Knie. Er ging dann auch langsam, weil sich die Füße im Schlamm festsogen und der Grund nicht mehr sichtbar war. Vor ihm war das Wasser graubraun wie Putzwasser, hinter ihm wirbelten braune Schlammwolken auf. So sah es aus, wo der Orinoko in den Amazonas floss. An beiden Seiten des Baches waren Wiesen. Das Gras wuchs in langen Büscheln über die Böschung in das Wasser hinein und die Strömung kämmte die Grashalme immer in die gleiche Richtung. Auf der Wasseroberfläche liefen kleine grünlich schimmernde Käfer. Mit der Strömung trieb manchmal ein Ast auf einen zu, trieben Blätter vorbei und manchmal schwamm auch eine Bierflasche heran. Es konnte passieren, dass man in eine Scherbe trat. Hans war das nur einmal passiert, es hatte geblutet und es war eine Narbe geblieben. Das Dummste aber war, dass man bei einer Verletzung warten musste, bis sie zugeheilt war. Es konnte ein oder zwei Wochen dauern, bis man wieder in den Bach steigen durfte. Da er seine Füße nicht sehen konnte, wenn er durch den Bach watete, war es ein komisches Gefühl, wenn etwas um seine Beine strich. Es konnte alles sein. Wenn es etwas Hartes war, dachte er an einen Schuh. Wenn es etwas Weiches war, dachte er an eine Graswurzel. Jedenfalls, wenn er sich zurenden wollte. Er konnte sich aber auch etwas anderes vorstellen. Zum Beispiel ein Tier, eine Schlange oder eine Ratte, obwohl es hier keine Schlangen gab. Dann machte er drei, vier entschlossene Schritte nach vorn, dass das Wasser vor seinen Beinen answoll und ihm bis auf seine kurzen Hosen spritzte. Hans hatte hier noch nie eine Ratte gesehen, aber er war sicher, dass es sie gäbe, weil die Leute es erzählten. Riesen Viecher, so groß wie Katzen. Neulich habe der Bauer wieder eine mit dem Spaten erschlagen, hatte sein Vater ihm erzählt; bei der Steinbrücke war's. Alles, von dem ein starker Geruch ausging, würde sie anlocken und Blut, da wären sie besonders toll. Hans wusste, wenn ihm eine begegnen würde, nähme er einen starken Ast und würde sie totschießen. Er würde es ihnen schon zeigen, wer der Herr war am Bach. Das Bachbett war nirgends besonders breit. Nur nach einem Regen, wenn der Bach mehr Wasser führte. An jeder Stelle konnte man drüberspringen. Das machten die Jungs, weil es eine Mutprobe war. Es gab nur eine Stelle, die man unmöglich überspringen konnte. Das war die Stelle, wo das Kiesbett war. Hier hätte es einfach an Anlauf gefehlt, weil die Böschung steil abfallend war. Anderswo war es kein Problem; auch für Hans nicht, obwohl er körperlich zu den Kleinsten zählte. Nein, es war überall zu schaffen, außer bei Hochwasser, wenn es tagelang geregnet hatte. Dann stieg der Bach um bis zu einen Meter an und machte sich breit in seinem Bett. An normalen Tagen reichte ein guter Anlauf und man war drüben, mit einem Satz. Ein schlechter Anlauf kostete wertvolle Zentimeter und man landete im Bach. Manchmal nur mit einem Bein, manchmal ganz. Dann zog man zuhause trockene

Sachen an und probierte es sofort erneut. Wenn man es nicht sofort wieder anging, ging man es vielleicht nie mehr an. Im Bach lebten Stichlinge, die man fangen konnte. Das silbrige Fischchen war nicht größer, als der kleine Finger und auf dem Rücken hatte es drei Stacheln, weshalb die Leute hier am Bach dazu Stachelditzchen sagten. Die Art zu fischen war einfach. Man brauchte entweder ein altes Küchensieb oder man konstruierte einen Köcher aus einem Damenstrumpf, dessen Öffnung man um einen rundgebogenen, starken Draht spannte. Stachelditzchen waren überall im Bach. Man fing sie am besten an seichten Stellen; dort, wo das Wasser nicht so trüb war und die Fischchen in ihrer Bewegung eingeschränkt waren. Der beste Platz war, wo die schwarzen und weißen Kiesel lagen. Er baute eine Art Becken aus den größeren Kiesel. Eine Wanne im Bach, in die er seinen Fang mit dem Sieb oder dem Köcher treiben und aus der er Fisch für Fisch heraus schöpfen konnte. Am Ufer hatte er ein großes Glas mit Wasser vorbereitet, in dem er die gefangenen Fischchen aufbewahrte. Das Wasser war aus dem Bach und in dem Glas sah es viel klarer aus. Er konnte ganz hindurchsehen und betrachtete die Fischchen und kleine Teile, die im Wasser schwebten. Er zählte die Fischchen und er war zufrieden, wenn er viele gefangen hatte. Sein Rekord stand bei sechsunddreißig an einem Nachmittag. Er war sich nicht bewusst, wann genau der Nachmittag anging und wann er endete, aber er war lange genug, um reichlich Beute zu machen. So lang, wie zu der Zeit an dem Bach, war ihm nie mehr wieder ein Nachmittag vorgekommen. Inzwischen war er schon ein gutes Stück gewatet und er musste bald die Steinbrücke sehen. Bis dahin wollte er einen Entschluss gefasst haben: unter der Brücke durch oder doch raus aus dem Bach. – Hätten die Leute doch nur nie von den Ratten erzählt.

Geschrieben von in Weite Welt um 14:30

Sonntag, 13. April 2008

matera, basilikata, eine reise durch sueditalien

Am Anfang war die Höhle Ein Text von Karin Lochner

Die Stadt Matera liegt in der italienischen Provinz Basilikata. Das Merkmal der Stadt sind unzählige verschachtelte Höhlen. Obwohl Matera einzigartige Bauwerke und einen großen archäologischen Reichtum aufweist, kommen wenige Touristen in die ehemalige „Hauptstadt der Verbannten“. Der Schriftsteller Carlo Levi, setzte Matera und dem Mezzogiorno mit seinem berühmten Roman „Christus kam nur bis Eboli“ ein literarisches Denkmal. Noch heute, 60 Jahre später, ist ein Besuch in Matera wie ein Spaziergang durch ein lebendiges Geschichtsbuch.

Seit 1993 gehört die Altstadt von Matera zu den knapp 400 Plätzen unseres Planeten, die von den Vereinten Nationen als Weltkulturerbe geschützt werden. Wie Pompeji, Rom und Ravenna. Seither ist die Stadt wie aus einem jahrzehntelangem Dornröschenschlaf erwacht. Matera ist eine Höhlenstadt und seit Urzeiten bewohnt. Die Stadt war 1940, zu Zeiten Carlo Levis die Hauptstadt der vom Mussolini Regime verbannten Intellektuellen und Kritiker. Die Faschisten bauten eine Straße für Autos und ließen ansonsten die verarmte Bevölkerung in Ruhe. Tausende von Höhlenwohnungen mit zwanzigtausend Einwohnern in katastrophalen hygienischen Verhältnissen machten Matera damals weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannt. Es gab es keine Elektrizität, keine sanitären Anlagen, keine Privatsphäre. Die Kindersterblichkeit war so hoch, dass Kinder erst mit 3 Jahren registriert wurden.

Die Hölle Dantes

Die Erwachsenen litten an Malaria und Rheuma, die Kinder unter Läusen und Ruhr. In „Christus kam nur bis Eboli“ schreibt Carlo Levi aus dem Blickwinkel des intellektuellen Arztes und Künstlers aus Norditalien: Sie sind so, wie wir uns in der Schule die Hölle Dantes vorgestellt haben. Ich habe noch nie ein solches Bild des Elends erblickt. Es wirkte auf mich, als wäre ich in der blendenden Sonne in eine von der Pest heimgesuchte Stadt gekommen. Rosario Liberatore, 55, gehört zur letzten Generation, die ihre Kindheit in den Höhlen, den Sassi, verbrachten: „Unterm Bett schliefen die Hühner, oben an der Decke schaukelten die kleinen Geschwister in Hängmatten. Alle Familienmitglieder lebten in einem einzigen Raum. Menschen und Tiere.“ Er blickt auf eine schräge Felswand, an die sich Dutzende von Höhlenwohnungen schmiegen. Eine der Höhlen ist seine Geburtsstätte. „Ich hatte eine glückliche Kindheit in den Sassi. Alle waren arm. Alle mussten zusammen halten.“ Eine Wohnhöhle besteht aus einem einzigem Raum, der als Küche, Schlafzimmer, Vorratsraum und Stall diente. Auf einer Seite gab es einen Kamin. Wände und Decken waren rauchgeschwärzt. Auf der anderen Seite, vertieft, ein Auffangbecken für Regenwasser. Schon in der Jungsteinzeit entwickelten die Halbnomaden ein System, das Regenwasser in unterirdischen Zisternen zu sammeln. Eis und Schnee der kalten Wintermonate konnten bis in die warme Jahreszeit aufbewahrt und zur Kühlung verwendet werden. Rosario Liberatore erinnert sich an dieses ausgeklügelte System, das ein Leben ohne Kühlschränke ermöglichte. „Alles Haltbare wurde in Tontöpfen konserviert.“ Noch heute gelten die Höhlen als ideale Weinkeller. Licht, Luft und Leute kamen nur durch die Türe in den Wohnraum. Fenster gab es nicht. Seit drei Jahren gibt es ein Höhlenmuseum. Mit Töpferei, Korbflechtwerkstatt, Hufschmied und anderen anschaulichen Beispielen früherer Handwerkskunst. Sogar eine Taverne gibt es. Verstaubte Karten liegen auf dem Tisch, Weinflaschen und Becher stehen darauf. Alles ist authentisch aufgebaut, mitten in den Höhlen. Das Zeugnis unserer Ahnen steht unmittelbar im Raum. Vergangene Jahrtausende sind zum Greifen nah. Und doch waren genau diese Höhlen vor wenigen Jahrzehnten noch bewohnt. Vor wenigen Jahrzehnten und vor Tausenden von Jahren.

Seit Jahrtausenden bewohnt

Das größte und einzige seit Jahrtausenden bewohnte Altstadtzentrum der Erde wurde 1953 zu einem weltweit historischem Einzelfall: Ein Gesetz ordnete an, die gesamte Bevölkerung aus den Sassi in neu errichteten Stadtvierteln anzusiedeln. Die Höhlenbewohner trauerten der Romantik der Höhlen nach. In den ersten Jahren kamen sie nicht gut in den modernen Apartments zurecht. In der Badewanne züchteten sie Gemüse und die ungewohnte Einrichtung wurde zersägt, um Feuer zu machen. Manche hatten solches Heimweh nach den wenigen Kilometern entfernten Sassi, dass sie illegal zurückkehrten. In den 60er, 70er und 80er Jahren waren die Sassi bis auf diese Höhlenbesitzer verlassen und kamen immer mehr herunter. Der komplette Verfall drohte den historischen Höhlen. Die Wende kam erst 1993 als Matera zum Weltkulturerbe der UNESCO aufstieg. Die Elendsquartiere der Nachkriegszeit sind heute von Bauzäunen

umgeben. Betonmischer und Schubkarren flankieren Schuttcontainer. Leitern lehnen an den Wänden, Holzgerüste sind mit Ketten und Seilen am Tuffstein festgezurt. Zwischen den Kleinbaustellen weisen eingerahmte Speisekarten und blitzende Messingschilder auf Restaurants, Rechtsanwälte und Softwarefirmen hin. Zwischendrin Miniaturvillas und Gärten mit Feigenbäumen. Alle Renovierungsarbeiten, die Materas alte Bausubstanz erhalten und Denkmalschutz pflegen, werden zum Großteil mit dem Entwicklungsfond der Europäischen Union finanziert. Eine Höhle nach der anderen präsentiert sich in sanierter Schönheit. Für Maurer gibt es noch mindestens ein Jahrzehnt Arbeit, bis Matera komplett renoviert ist.

Steinzeit

Die ersten Höhlen Materas entstanden in der Steinzeit. Der Meeresspiegel sank und hinterließ ausgehöhlte Tuffsteinwände. Sie boten den Menschen der Steinzeit hervorragenden Schutz vor stürmischen Winden, sengender Hitze, verheerenden Regengüssen und wilden Raubtieren. Der Mensch konnte die Naturkräfte nicht bezähmen. In den Höhlen Materas jedoch verstand er es bald, sich vor ihnen zu schützen. Er besaß zwei geschickte Hände und wusste sie mit Verstand zu gebrauchen. Hier konnte er Nahrung aufbewahren, Waffen herstellen, in Ruhe seine Kinder großziehen und das Feuer hüten. Matera war ein Grünwald des Paläolithikums, ein Filetstück prähistorischer Immobilienverhältnisse, der idealen Schutzmöglichkeiten wegen. Unten, in schwindelerregenden Tiefen fließt auch heute noch ein reißenberaubender und damals unüberwindbarer Bach, die Gravina. Rosario Liberatore reibt sich die Hände: „Da fingen wir Schlangen und Frösche.“

Jahrhundert für Jahrhundert

Jahrzehnt für Jahrzehnt, Jahrhundert für Jahrhundert, gruben die Bewohner weiter und schufen sich ihren idealen Wohnraum. Schaber, Stichel, Bohrer, Schalen, angeschlagene Steinwaffen und geschwärzte Holzstücke wurden aus den Grotten geborgen und gehören zu den ältesten Zeugnissen des homo sapiens. Hartgeklopfte Erdhaufen waren Betten und Tische. Mit natürlichen Nischen zur Lagerung der Vorräte hatte der Standort Matera die raffiniertesten Einbauküchen des Neolithikum. Umgeben von Heidekraut und Pinien entdeckten unsere Vorfahren an den Höhlen den Urknall des Wohnungswesens: Die negative Architektur. Sie höhlten den porösen Felsen aus. Es wurde einfach weitergegraben, wenn sich die Sippe oder der Bedarf an Raum vergrößerte. Dieses System gehört zu Matera wie die Erbinformation zur DNS. Wohnungen für Großfamilien, Einsiedeleien für fromme Mönche, Felsenkirchen oder pompöse Kathedralen – am Anfang wurde immer ausgehöhlt.

Gewirr von Gassen

Das Gewirr von Straßen, Gassen, Piazzettas ist heute behaglich und überschaubar. Die Fassaden der Höhlenwohnungen erheben sich von unten bis zum Gipfel des Hügels. Manche Fassaden springen hervor, andere sind zurückgesetzt, um Platz für eine kleine Piazza oder einen künstlich angelegten Garten zu machen. Auf engstem Raum schlängeln sich Straßen, die gerade so breit sind, dass ein Pferdefuhrwerk passieren könnte. Andere Straßen bilden zugleich die Dächer für die darunter liegenden Behausungen. Ein verschachteltes Labyrinth, ein ausgetüfteltes Steinmeer mit winzigen, aber üppigen Gärten und Balkonen und Terrassen, das sich erst auf den zweiten Blick als Wohnraum zeigt. Am eindrucksvollsten ist der Blick nach unten vom Hauptplatz. Auf der Cività, dem antiken Herz der Stadt thront eine Kathedrale. Eine der 155 Kirchen von Matera. Hier begegnet man dem Auf und Ab aller Generationen. Schiuma, die erste Konditorei am Platz hat dienstags Ruhetag und ist geschlossen. Der gleichnamige Inhaber sitzt trotzdem in seinem steifen, speckigen Anzug mit Hut und Weste vor seinem Laden. Pomadisiert und parfümiert empfängt er Besuch. Die Dämmerung war hereingebrochen, am Himmel flogen Raben, und auf der Piazza erschienen zu ihrer Abendunterhaltung die Honoratioren des Ortes: Sie gehen hier jeden Abend spazieren, bleiben stehen oder setzen sich auf das Mäuerchen und warten mit dem Rücken gegen die letzten Sonnenstrahlen auf die Abkühlung, wobei sie ihre billigen Zigaretten rauchen.

Archäologische Sensation

Rosario bläst sein Streichholz aus. Tief inhaliert er seine Zigarette. Mit den anderen Herren seines Alters lehnt er über ein Geländer, das die mittelalterlichen Reste einer Piazza, eines Tonnengewölbes und einer Kirchenruine abgrenzt. Die archäologische Sensation wurde zufällig entdeckt, als die Renovierungsarbeiten der Europäischen Union begannen. So viele Völker sind über dieses Land dahingezogen, dass man wirklich überall etwas findet. Antike Vasen, Statuetten und Münzen aus alten Gräbern kommen ans Licht. Die Herren um Rosario sind sich einig: „Wir haben so viel Kultur, da kannst du Rom vergessen!“ Ein anderer weiß: „Die Gegend war in antiken Zeiten, noch bevor Rom seinen Zenit erreichte, auf Grund seiner geografischen Lage der Marktplatz Europas.“ Matera ist so uralte, da war es im Laufe der Jahrtausende alles mögliche: eine blühende Stadt und ein Schandfleck. Selbst das Wetter ist etwas besonderes. Kühler als die umliegenden Provinzen. Das milde Klima und die fruchtbare Erde ermöglichen zwei Ernten im Jahr.

Filmkulisse

Rosario Liberatore träumt davon, hier einen Film zu drehen. Die Stimmung des Mezzogiorno, die Verlassenheit einfangen, die nach dem Zweiten Weltkrieg ganze Dörfer dazu bewogen hat, auszuwandern. Ihn eingeschlossen. Die Herrenrunde plaudert über die Vergangenheit. Als das Wasser mit Eimern von den wenigen öffentlichen Brunnen geholt werden musste. Dass die Kinder bis zur Pubertät alle barfuss liefen. Dass keiner überhaupt länger als drei Jahre zur Schule ging. Die schwarzgekleidete Herrenrunde nickt. Klar, dass sie als Statisten mitspielen, wenn der Film gedreht wird. Telefonnummern auszutauschen ist unnötig. Sie sind immer hier. Ein genicktes „Buona sera“ noch. Dann schauen sie wieder den Palmen beim Wachsen zu. Rosario Liberatores befindet sich mit dem Filmprojekt in seiner Geburtsstadt in bester Gesellschaft. Pasolini drehte hier, Francesco Rosi, die Taviani Brüder und viele andere. Das Who is who des italienischen Films erlag bereits dem morbiden Charme der einzigartigen Kulisse.

Wenige Touristen

Auch die wenigen Touristen, die in Matera ankommen, geraten in den Sog der Magie. Sie erliegen dem Zauber der Höhlenstadt, wenn sie das enge Gassengewirr erkunden. Bleiben immer wieder ehrfurchtsvoll stehen. Mit einem verklärtem Ausdruck auf dem Gesicht erblicken sie die Aussicht, die schon die Urahnen hatten. Als die sich unsere Vorfahren immer sicherer fühlten, die Höhlen zu verlassen begann der zweite Bauabschnitt in der Bronzezeit. Es entstanden Terrassen als Vorderfront und Steingärten auf den Dächern. Obwohl es kein Grundwasser und keine Quellen gab, gelang es den Bewohnern von Matera schon vor Tausenden von Jahren fruchtbare und blühende Steingärten zu kultivieren. Trockenmauern grenzten Terrassen ein, die mit Erde und Humus ausgelegt wurden. Durch gezielte Bewässerung entstanden Gemüsegärten, Viehstallungen und Gemeinschaftsplätze (Vicinati). Eine Sippe definierte sich weniger über Blutsbande als über den Vicinato, um den herum das Leben sich abspielte. Der gemeinschaftliche Raum wurde gehegt wie ein Zen Tempel. Noch heute gibt es diese kleinen, gepflegten Gärten zwischen den Höhlen. Rosario kratzt sich am Kopf: „Verglichen mit heute, war das Leben einfach. Keine Kühlschränke, keine Fernseher, keine Autos.“ Er schwärmt: „Abends saßen wir zusammen und sangen oder organisierten den nächsten Tag.“ Das Leben war über Jahrhunderte gleich. Es war beengt, aber einfallsreich. Der Mangel an Ressourcen, die daraus folgende Notwendigkeit, diese gemeinschaftlich und auf optimale Weise zu nutzen ermöglichten die beispielhafte Struktur dieser Siedlung.

Goldenes Zeitalter

„Der Mensch war nicht darauf bedacht, sein Umfeld zu seinem persönlichen Nutzen auszubeuten sondern versuchte mit den knappen Ressourcen hauszuhalten.“ Pietro Laureano, Autor eines Buches über Matera sieht die Einziartigkeit in dem Gemeinschaftsgefühl, das die Höhlen den Menschen abverlangten. Es erscheint wie ein Abglanz eines fernen goldenen Zeitalters. Die passive Brüderlichkeit, dies gemeinsame Leiden, diese resignierte, allgemeine, jahrhundertealte Geduld ist das tiefe Gemeinschaftsgefühl der Bauern, ein nicht religiöses, aber natürliches Band. Als das klösterliche Leben im Mittelalter aufblühte, wehte ein frischer Wind über die archaischen Strukturen, in der die einfache Bevölkerung ihre Sicherheit fand. Auf dem kleinem Raum in Matera und um Matera herum fanden mehr als 20 Kulturen ihre Heimat und lebten fast durchwegs friedlich miteinander. Jahrhunderte nach dieser Blütezeit wurde die Höhlenstadt sich selbst überlassen und ab Anfang des 18. Jahrhunderts von den Feudalstrukturen Süditaliens geschluckt. Dennoch fanden die Materaner ihre Identität und ihren Stolz als Höhlenmenschen. Noch heute gibt es griechische, arabische, spanische, jüdische, etruskische frühchristliche und sogar heidnische Bräuche und Mahlzeiten. Diese Gerichte gelten als kulinarische Spezialitäten. Matera und die Provinz Basilikata wurden Schmelztiegel all dieser Kulturen.

Spezialitäten

Über die „Via della beccerie“ legt sich der Geruch nach Rosmarin und gegrilltem Fleisch. Im Mittelalter war es die Gasse der Metzger. Einen letzten Metzger gibt es noch zwischen einer Kunstgalerie und einem Eine-Welt-Laden. Manchmal macht er die arabische Spezialität „Gnemurielli“. Innereien werden mit Lorbeer und Rosmarin kunstvoll umwickelt und auf Spießern über dem Holzkohlegrill geröstet. Das arme Leute Gericht stand schon vor tausend Jahren auf der Speisekarte. Der Geruch der röstenden Fleisches und der graue Rauch zogen durch das Haus und auf die Straße als Verkünder einer barbarischen Leckerei. Viele Kreuzritter blieben auf dem Hin- oder Rückweg aus dem Heiligen Land in der Höhlenstadt. Viele Klauen und Klöster wurden gegründet. Die religiösen Zentren, Klöster von Nonnen und Mönchen und Pfarreien entwickelten sich zum Ausgangspunkt des städtischen Lebens.

Felsenkirchen

Der heilige Franziskus kam 1218 nach Matera. Die ihm geweihte Kirche ist beispielhaft für die 155 Kirchen um Matera.

Aus dem 13. Jahrhundert stammend, wurde sie im 17. Jahrhundert einer kompletten Veränderung unterzogen. Ganz tief im Inneren gibt es die Felsenkirche Peter und Paul, die Urzelle. „So hat jede Kirche in Matera eine Urzelle.“ Franco Palombo ist Kulturreferent und organisiert jedes Jahr eine Skulpturenausstellung in der Felsenkirche „Maria della Virtù“ aus dem 13. Jahrhundert. Erst war sie Zufluchtsort für Christen, später Kloster, dann wurde sie wieder erweitert und vergrößert und als Kirche genützt. „Maria della Virtù“ ist ein eindrucksvolles Beispiel für die wechselvolle Geschichte der Jahrhunderte. Ausstellungsräume sind die verschachtelten Höhlen. Das historische Ambiente könnte allenfalls in der Altstadt von Jerusalem überboten werden. Franco Palombo steht im Gewölbe und breitet die Hände aus, während er die Räume erklärt. Sich den 70-jährigen, der während der Ausstellung 3 Monate lang Hausherr der Kirche ist, als mittelalterlichen Abt vorzustellen, ist leicht. Rosario Liberatore und Franco Palombo kennen sich von früher, als Matera noch keine Kulisse für Stars und Künstler war. Die Kinder Franco und Rosario mussten mitarbeiten, um ihre Familien durchzubringen. Franco konnte deshalb nicht studieren, Rosario nur zwei Jahre zur Schule gehen. Er sagt: „Mit acht hatte ich mein erstes Geschäft, Maroni verkaufen!“ Rosario Liberatore holt seine Zigarettenschachtel aus der Hosentasche. Franco Palombo schaut mit schmerzverzerrtem Gesicht auf das „Vietato fumare“ (Rauchen verboten) Schild. Rosario legt den Kopf schief: „Mein einziges Vergnügen. Ich rauche seit ich die Autobahn Köln – Bonn baute.“ Franco Palombo lächelt milde. Seit Generationen wanderten hier die Leute aus. Heimatlose und Entrechtete, die in der Armut und den verkrusteten Feudalstrukturen der alten Heimat keine Chance für sich und ihre Familie sahen.

Mezzogiorno

Zwischen den Weltkriegen gab es im Mezzogiorno Dörfer, wo nur noch Frauen, Kindern und Greise lebten. Auch Rosario Liberatore verließ die Heimat, um sein Glück zu machen. 1953, als die Sassi evakuiert wurden, kam er als Gastarbeiter nach Deutschland. Ein Sieger in der Schlacht der Auswanderer lebte herrlich und in Freuden. Der wahre Wert des Geldes aber bestand darin, dass er es nicht durch Arbeit, sondern Geschicklichkeit verdient hatte. Der Baubranche kehrte er bald den Rücken und nach einigen Jahren als Kellner eröffnete er einen Feinkostladen in München. Manchmal tritt er als Gastschauspieler in deutschen Filmproduktionen auf. „Meistens wolln se mich als Bösewicht.“ Franco Palombo wedelt den Rauch mit der Hand weg. Rosario Liberatore entdeckt das Schild mit der durchgestrichenen Zigarette und bläst den Rauch aus den Nasenlöchern. „Is nur für Nichtraucher. Schau da nicht hin.“ Dann schwelgen Franco Palombo und Rosario Liberatore wie alle, die in den Höhlen aufwuchsen, von der guten, alten Zeit. Alle waren arm, alle hielten zusammen. Keine Autos, keine Schuhe, kein Geld. Aber alle waren geborgen und getragen von der Gemeinschaft in der Höhlenstadt. Dennoch sind sie sich einig, dass Matera nur gerettet werden konnte, weil die historischen und architektonischen Schätze von den öffentlichen Geldern profitieren, mit der die Renovierung voranschreitet. Auch das Hotel Sassi, einziges Hotel mit gehobenem Standard mitten in den Höhlen wurde mit Hilfe des Entwicklungsfonds der EU realisiert. Raffaele Cristallo, der Hoteldirektor ist stolz, in allen 17 Zimmern einen grandiosen Blick auf die Felsen und Höhlenstadt bieten zu können. Touristen gibt es zu seinem Bedauern aber noch zu wenige. Die einzige fremdsprachige Zeitschrift, die sich in der Stadt auftreiben lässt, ist ein improvisierter japanischer Stadtführer. Raffaele Cristallo zwinkert und Schalk bildet viele kleine Falten um seine grauen Äuglein: „Die Japaner finden überall hin!“

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 18:18

Mittwoch, 20. Februar 2008

Seelenwanderung (Hansgeschichten)

Sobald er in den Wald kam wurde es kühl. Zuerst spürte er die Kühle im Gesicht, dann an den nackten Armen und dann um die Beine, die auch nackt waren. Am liebsten ging er, wo kein Weg war. Er stellte sich dabei vor, dass hier noch kein Mensch vor im gegangen war.

Dort, wo er am liebsten ging, reichte das Farnkraut bis zu den Hüften und kitzelte beim Gehen an den nackten Beinen. Oder er ging über einen dicken Teppich aus Tannennadeln, der einen harzig-süßen Duft verströmte. Oder er ging in eine Schonung hinein, wo junge Birken standen und gelbes Gras in dicken Büscheln wuchs, über die man stolpern konnte.

Dort, wo er am liebsten ging, war es ganz still. So still, dass er die Stille hören konnte. Kein menschliches Geräusch drang bis an diesen Ort. Dort, wo er am liebsten ging, hörte er das Kreischen der Mäusebussarde, die paarweise über ihm und über dem Wald ihre Kreise zogen. Er wusste, dass es mehrere waren, denn er wusste, dass Mäusebussarde fast nie alleine flogen und sich ein Leben lang treu blieben. Überhaupt wusste er viel über den Wald und die Tiere. Er hatte sein Wissen nicht nur aus Büchern. Er würde es später seinem Sohn erzählen, falls er einen Sohn haben würde. Er würde ihm die Stellen zeigen, wo die Bussarde flogen oder die Waldohreulen anzutreffen waren oder der große Buntspecht mit dem scharlachroten Fleck auf dem Kopf. Er war sich sicher, dass er immer in den Wald gehen würde, auch später, wenn er erwachsen wäre. Er konnte sagen, dass er es liebte und immer lieben würde.

Besonders liebte er es im Sommer, wenn es stickig war und schwül. Denn dort, wo er am liebsten ging, kam das Sonnenlicht nur fleckenweise hin und die Blätter der jungen Buchen fächerten einem noch Kühle zu. Er liebte es auch im Schatten eines bestimmten Eichenbaumes zu liegen und dem Singen der Blaumeisen zuzuhören, oder auf einen Hochstand zu steigen und sich die Welt von oben anzusehen.

Er liebte es auch, am Bahndamm entlang zu gehen, wo die süßen Brombeeren im August reif waren und es machte ihm nichts, dass die Sonne brannte und die Dornen beim Pflücken die Haut ritzten und es auf den Armen und an den Beinen zu jucken begann und dann zu brennen.

Er liebte es auch, oben auf dem Bahndamm zu gehen, die Gleise entlang zu sehen, endlos geradeaus in die eine und in die andere Richtung, bis er nur noch ein Flimmern der Hitze am Ende sah. Und manchmal fand er einen toten Bussard, der vor den Zug geflogen war und der nur das Genick gebrochen hatte und schlaff wie schlafend neben den Schienen im schwarzen Schotter lag; wunderschön und tot und noch edel im Tode und manchmal noch warm. Und dann mochte er den Vogel nicht begraben, denn er war zu schön in seinem braungesprenkelten Federkleid, zu schön der gelbe Schnabel und die gelben Greife zu Dolchen gebogen, zum Töten, zum Überleben. Er dachte, dass es besser gewesen wäre, der Zug hätte ihn in Stücke gerissen, dann wäre es leicht gewesen, sich von seinem Anblick zu lösen.

Als er die Wege ging, die er am liebsten ging, war er ein Junge gewesen. Er ging im August, wenn es nach Sommer roch, im Herbst bei klarem blauem Himmel, an Wintertagen über zugefrorene Pfützen, die beim Darübergehen krachten. Er ging auch, wenn er woanders war, wenn er träumte, mit geschlossenen oder mit offenen Augen, wenn er auf seinem Zimmer war, beim Essen am Küchentisch saß, auf dem Schulweg, oder wenn er an einen Beruf dachte, oder in den Ferien, oder vor dem Einschlafen und im Fieber.

Er ging die Wege immer und immer und er wusste, dass ein Weg, den er einmal gegangen war, und den er wieder ging, niemals dergleiche war. Er wusste auch, dass es noch viele Wege gab, die er ausprobieren wollte. Er wollte sie alle gehen. Alle allein. Allein war man frei, jeden Weg zu gehen.

Geschrieben von in Weite Welt um 18:25

Montag, 3. Dezember 2007

Loi Krathong

Vor-vor-letzten Samstag begingen die Thailänder ihr traditionelles Loi Krathong Fest. Jedes Jahr, zum Ende der Regenzeit, wenn der letzte Vollmond des Jahres am Himmel steht, versammeln sich nach Einbruch der Dunkelheit an allen Bächen, Flüssen und Seen, selbst an den Stränden der Andamanischen See oder des indischen Ozeans die Menschen. Sie bringen kleine Nester zu Wasser, geschmückt mit Blumen und Kerzen. Und so treiben hunderte von kleinen Schiffchen im Kerzenlicht auf den Wassern dahin. Ein Anblick, der wenn man ihn das erste Mal sieht, so fremd ist und so schön. So fern und so vertraut, dass einem das Herz ganz weit und warm wird. Wie viele der thailändischen Bräuche stammt auch dieses Fest vermutlich aus Indien. Doch die Thais, das stolze Volk der Freien, wie sie sich nennen, adaptiert alles von außen Kommende in irrsinniger Geschwindigkeit. Mit den Kerzen verehrten sie fortan ihren Buddha, der in den „fließenden (loi) Nestern (krathong)“ meist auch noch verschiedene Räucherstäbchen mitbekam. Doch praktisch veranlagt, wie die Thais in Allgemeinen sind, entwickeln sie aus importierten Vorgängen ihre eigenen Rituale. So fällt auch die erste Bananenernte des Jahres auf das Ende der Regenzeit. Aus den Blättern und Strünken der Bananenstauden basteln sie ihre Krathongs, die kleinen Flöße, Körbchen oder Nester und schmücken sie mit Blumen, Kerzen und Räucherstäbchen. Aber auch ein kleiner persönlicher Nutzen muss schon sein. So geben die Thais ihren Nestern auch kleine Zettelchen mit. Dort schreiben sie ihre Sünden auf, ihre Laster, oder die typischen kleinen Bosheiten und geben sie dem Wasser mit. Eine elegante Art der persönlichen Absolution. Komisch, dachte ich letzten Samstag, als mir das „Lichterfest“ gerade bewusst wurde. So viele Feste importieren wir aus den USA - oder reimportieren sie wieder. Muttertag oder Halloween sind solche Produkte. Aber selbst in Zeiten, wo schon fast jeder mal Urlaub im thailändischen Mallorca - Phuket - gemacht zu haben scheint, werden die thailändischen Feste hierzulande noch gar nicht begangen. Das müsste doch eine Marktlücke für ausgefuchste Trendmacher sein. Passt doch das Lichterfest wunderbar in unsere stille Zeit und selbst das lärmende Songkran, das bekanntere Wasserfest zum thailändischen Neujahr, fällt bei uns günstigerweise in den Frühling. Würde ich Tees verkaufen oder Kräuter, ich würde die Idee der Krathongs schon importieren. Nicht die Bananenblätter vielleicht, aber eine gewaltige Zubehörindustrie ließe sich aufbauen. Wer abseits der touristischen Pfade in Thailand Loi Krathong erleben will, sollte sich zum Frühstück mit Thais an einen Tisch setzen. Schon bald kommen die ersten Verkäufer vorbei. Mit Blumensträußen, duftenden Orchideen, Blättern und Blüten, dass es eine Pracht ist. Nicht das Styroporzeug, das inzwischen in den Touristenzentren als fertiges Nest verkauft wird. Nein, alles bringt eine unglaublich füllige Natur einzeln auf den Tisch. Dann wird man eingeladen, mitzumachen. Unter großem Palaver und Gelächter werden die ersten Nester geflochten und im eilig herbei gebrachten Eimer getestet. Natürlich gibt es etliche Tauchgänge und Schlagseiten. Doch mit umso größerem Eifer, wird an den Konstrukten gearbeitet. Es ist unglaublich, wie schnell so ein falsch gebasteltes Körbchen untergehen kann. An einen so schnell und kurzweilig verbrachten Tag, wie meinen ersten Krathong-Basteltag kann ich mich kaum erinnern. Ich denke, zum Schluss bastelten über 20 Leute an unserem „Frühstückstisch“. Das fiel mir ein am Samstag, als ich in einen grauen Novembernachmittag schaute. Und ich ließ ein kleines Teelicht, das ich in einen Kranz aus Palmenblättern gestellt hatte, in einer Pfütze auf meinem Balkon schwimmen. Und ich gab dem Kerzenlicht die schlechten Gedanken dieses Jahres mit.

Geschrieben von Kai Falkenberg in Weite Welt um 13:36

Sonntag, 11. November 2007

Die bleichen Berge

Wir waren jetzt in Bozen. Unser Hotel war alt und gut in Schuss. Die Zimmer waren neu und ziemlich gemütlich. Ich kaufte mir einen Hut bei Rizzoli, der ältesten Hutmacherei in der Stadt. Den Hut wollte ich zukünftig beim Fischen tragen.

Seit heute regnete es. Wir spazierten durch die Altstadt und verzogen uns in eine Weinklause, wo wir uns an einen Tisch setzten, an dem schon Einheimische saßen. Der Wirt war ein Italiener; etwas mürrisch, aber den Wein, den er uns brachte, konnte man sich gefallen lassen. Es war ein Lagrein und seine Farbe war Dunkelrot und er schmeckte ein bisschen wie reife, schwarze Süßkirschen. Wir aßen verschiedene mit Olivenöl beträufelte Brote dazu; warmes, krosses, duftendes Brot. Scheiben von Tomaten, gehobelter Parmesan, frisches Basilikum, salzige Sardellen. Die Brote pfefferten wir grob aus der Mühle, bis uns der Schwarzpfeffer scharf in Nase stieg.

Die Stunden nach der Mahlzeit verbrachten wir auf unserem Zimmer. Wir machten es uns gemütlich und dann schliefen wir ein.

Als wir zum Abendessen aufbrachen, regnete es nicht mehr. Aber da die Wolken den Himmel ganz bedeckten war es grau und trist in den Straßen. Auf dem nassen Pflaster spiegelte sich das Licht aus den Häusern. Und weil die Läden geschlossen waren, waren auch keine Leute unterwegs. Es war die Zeit zwischen dem Nachmittag und dem Abend. In einer Auslage auf der anderen Seite der Straße sahen wir Licht. Angezogen von dem warmen Licht gingen wir hinüber. Bücher! Wir fragten den Mann, der uns begrüßte, ob es auch deutsche Bücher gäbe. Wir sahen sein freundliches Nicken und waren froh über unsere Entdeckung: Ein Laden voller Bücher an einem grauen Bozner Spätnachmittag. Eine ganze Weile stöberten wir herum. Es gab einfache braune Holzregale und ein rotes Sofa. Die Bücher waren nach Ländern sortiert und die Regale mit kleinen, weißen handgeschriebenen Zetteln markiert: spanische Autoren in spanischer Sprache, italienische in italienischer, französische in französischer, polnische in polnischer, deutsche in deutscher und so weiter. Natürlich gab es auch Übersetzungen. Ich kaufte ein Buch von Francisco Coloane, Feuerland. Außerdem ein Literaturmagazin. Das Magazin versprach eine Zeitschrift für brauchbare Texte und Bilder zu sein. Der Laden war wirklich gut sortiert und wir blieben bestimmt an die zwei Stunden. Als wir nach draußen sahen, war es fast dunkel und wir verließen die

Bücher. Bis zu dem Lokal, das wir aufsuchen wollten, war es nur ein kurzes Stück die nasse Straße rauf und es roch noch immer nach Regen. Durch die beleuchteten Fenster konnten wir nach drinnen sehen. Drinnen in der Gaststube saßen ein paar Leute bei Lampenschein und als wir eintraten kam der Wirt auf uns zu, ein Grauhaariger mit ebenso grauem Oberlippenbart. Er streckte seine Hand aus und wies uns einen großen Tisch an. Der Tisch sei reserviert, aber die Gäste würden erst später kommen. Wir bestellten eine Flasche Lagrein dunkel und ein großes Mineralwasser dazu. Wir entschieden uns für Leberknödelsuppe. Die Suppe kam, schmeckte kräftig und heizte ein. Der Hauptgang – Bratkartoffel mit Spiegelei – machte uns richtig satt. Von dem Salat, den es auch gab, aßen wir nicht mehr alles auf.

Auf dem Rückweg: wieder Regen. Also kehrten wir noch irgendwo auf einen Drink ein: Islay-Whisky, 12 Jahre alt, zwei Finger breit im Glas. Von unserem Platz aus sahen wir den Regen in langen Fäden fallen. Später wollten wir schnell ins Hotel kommen. Wir drückten uns an den Hauswänden entlang, an den Bars vorbei, die ausgestorben waren, kamen durch die Straße, wo sonst die schwarzen Nutten standen und sahen im Vorübergehen in die öffentlichen Grünanlagen, die jetzt gar nichts mehr Einladendes hatten. Über die Zebrastreifen traten wir nur auf die weißen Streifen und sahen bestimmt ziemlich betrunken aus.

Vor unserem Hotel standen ein paar Italiener und rauchten.

Wir beeilten uns, in den vierten Stock zu kommen. Der Aufzug war alt und das Holz aus dem er gebaut war knarrte beim Fahren. In der Enge des Lifts roch es nach altem Teppich und beim Hochfahren wackelte er hin und her wie

ein lockerer Zahn. Im Zimmer öffneten wir das Fenster. Unser Zimmer lag ruhig zum Garten und nach hinten raus. Von unserem Bett aus sahen wir

tagsüber auf die Weinberge. Jetzt sahen wir nur ein paar verstreute Lichter und die Umrisse einiger Häuser und die Lichter machten die Nacht noch schwärzer. Manchmal hörten wir einen Wagen oder ein Motorrad irgendwo die Bergstraße herauf oder herunter fahren oder vor einer Kurve hupen. Man hupt hier vor Kurven. Entfernt rumpelte der Fahrstuhl. Am dritten Morgen packten wir die Koffer. Das Taxi fuhr vor. Unser Fahrer war eine Fahrerin. Sie hieß Torggler. Sie half uns beim Gepäckeinladen und wir verließen Bozen. Der Himmel war jetzt leer über Bozen. Ein leeres Blau, aus dem die Sonne mit ihrer ganzen Sommerwucht auf die Stadt schien. Unsere Fahrerin hatte mit Erzählen angefangen. Sie erzählte von der Geschichte ihres Landes als wir durch das Tal der Eisack in Richtung Brixen fuhren. Zu der einen Seite konnten wir auf den Fluss sehen. Auf der Flusseite und auch gegenüber waren Burgen, Kastelle, Ansitze und Ortschaften an die Berghänge gepflanzt worden. Sie erklärte uns die verschiedenen Burgen; auch die Trostburg, auf der Walther von der Vogelweide gelebt hatte. Etwas später passierten wir den Eingang zum Grödnertal und ihr Zeigefinger wies auf einen Ort – eine Kirche, ein paar Häuser – in dem Oswald von Wolkenstein zuhause gewesen war. Eine weniger breite Straße verließ jetzt die Hauptstraße und das Tal und kletterte seitlich den Berg hinauf. Unsere Augen tasteten die Wiesen empor bis uns die Sonne blendete, und über die Wiesen zurück in Tal, wo der Fluss eine Schlangenlinie machte, und über die Wiesen und grünen und braunen Bergrücken bis ganz weit zum Horizont, wo die bleichen Berge unter dem blauen Himmel standen. Das waren die Dolomiten. Gipfel, die in Urzeiten vom Meer umspült waren. Von dem Meer, in dem kleine Tierchen schwammen, die zu Korallen wurden, bis daraus Riffe entstanden, die durch gewaltige Kräfte zusammengedrückt, gefaltet und aufgetürmt schließlich aus dem Wasser aufstiegen. In dem Ort namens Barbian machten wir Halt und verstauten unser Gepäck in einem Geländewagen. Wir waren guter Stimmung und es war uns etwas abenteuerlich zumute, als wir einstiegen. Am Ortsausgang bog unsere Fahrerin in einen Kastanienwald, durch den ein unbefestigter Weg führte. Als wir so durch den Wald schaukelten, dann an frisch gemähten Almwiesen mit von der Sonne gebleichten Holzgattern vorbei, über Wurzeln und Wasserrinnen, die jetzt trocken waren, sprach sie von dem Kastanienwald und den Kastanien. Von den Barbian-Kastanien, die Eigentum der Bauern seien, die sie auf dem Obstmarkt in Bozen verkauften, und die kein Fremder sammeln dürfe. Sie sprach davon, wie von etwas ganz Bedeutendem. Etwas ganz Seltenem. Wie von Gold oder Diamanten.

So schaukelten wir durch den Wald und schwiegen dabei. Wo wir aus dem Wald herauskamen, war der Gasthof zu sehen. Der Fahrweg führte in einem ausladenden Bogen auf das Haus zu. Wir kamen an und entluden unser Gepäck. Hier oben war es angenehm. Ein leichter Wind war zu spüren. Ein paar Leute sahen uns beim Ankommen zu. Mit Frau Torggler verabredeten wir eine Vorbestellung: 13. September, 10 Uhr, Transport nach Brixen und zum Bahnhof. Wir sahen sie noch mit samt Wagen im Wald verschwinden.

Der Gasthof Bad Dreikirchen besteht zu großen Teilen aus Holz. Auf den Zimmern liegen Anweisungen, die besagen, wie man sich bei Feuer zu verhalten hat. Rauchen auf den Zimmern ist verboten. Wir waren zur Mittagszeit angekommen und suchten uns auf der großen Veranda einen Platz. An den kleinen Tischen mit den rosafarbenen, sauberen Tischtüchern saßen schon reichlich Gäste. Unterhalb der Veranda war ein Bauerngarten, in dem mannshohe Sonnenblumen standen und ins Tal blickten. Danach kam eine große Wiese, die steil abfiel, von einem staubigen Fahrweg geteilt wurde und danach noch steiler dem Waldrand zu abfiel. Von unserem Platz aus sahen wir die gegenüberliegenden, bewaldeten Berge. Wo kein Wald war, waren Almen und es gab versprengte Höfe und Ortschaften, die um Kirchen herum versammelt standen. Aus der großen Entfernung war

keine Bewegung auszumachen.

Wir saßen vor unserem Rotwein und tranken und redeten bis das Essen aufgetischt wurde. Wir waren glücklich mit dem, was wir bestellt hatten: Hauswurst mit Kraut, Spinat-Lasagne, grüner Salat und ein Korb mit verschiedenen Brotsorten. Wir hatten uns auf unser Zimmer zurückgezogen. Das Zimmer war groß und roch sehr gut nach Holz. Eine verglaste Tür führte auf die Veranda, die auch aus Holz gebaut war. Die Veranda war mindestens ebenso groß wie unser Zimmer. Ich Schritt sie in Breite und Tiefe ab und schätzte sie auf dreißig Quadratmeter und jeder Schritt war ein hohles Klopfen. Es gab einen runden Tisch, der nicht mehr als eine Holzplatte auf einem schmiedeeisernen Unterbau war, zwei Stühle. Die Stühle waren alt und wieder aufgemöbelt worden. Außerdem gab es noch einen mit weißem, grobem Baumwollstoff bezogenen Diwan. Wir ließen uns auf das einladende Möbel sinken und sahen in den Himmel, der jetzt fast ganz bedeckt war und die Wolken waren von den Berggipfeln kaum zu trennen. Wir lagen bequem und bald schliefen wir ein.

Am späten Nachmittag versuchte ich mich in dem großen Haus zurechtzufinden. Von der Veranda aus gelangte ich durch einen kurzen Verbindungsgang in den Schankraum. Von dort aus führten Ausgänge in die Küche, in eine Gaststube, in der drei kleine Tische standen, in die Diele – ein großer niedriger Raum, von dem vier Türen abgingen – und in den großen Gastraum, der vollkommen holzvertäfelt war. Die eine Schmalseite des Raumes hatte große Fenster und eine doppelflügelige verglaste Tür, die zur Veranda führte. Auf der gegenüberliegenden Seite gab es ebensolche Fenster und Türen, die verglast waren. Dahinter war das Klappern von Töpfen und Geschirr zu vernehmen. Zu sehen war nichts. Der Durchblick war hier mit buttergelben Vorhängen verdeckt worden. Ich folgte dem buttergelben Licht, das wie Sonne in den Raum strahlte und einen breiten goldenen Widerschein auf den gedielten Fußboden warf. Vom Speiseraum gingen zwei Türen ab. Hinter der einen war ein Raum, in der sich ein schwerer Flügel breitmachte. Ich sah ein Sofa, mehrere Sessel, tiefe Tische davor und eine Eckbank aus Holz. An den frischgekälkten Wänden hingen Ölbilder. Ein großes über dem Sofa zeigte ein verschneites Dorf im Winter. In einem Steinkrug beim Fenster standen rote Rosen auf einem Tisch. Der andere Raum war ganz anders. Es gab wenig Licht, ein paar Sessel mit abgewetztem Stoff, auch einen Sekretär, altmodische Stehlampen und kleine wacklige Tischchen; und es gab eine Bücherwand mit einer Trittleiter davor. Es war ein Ort, an dem es nach Geschichten roch. Ein Raum mit vielen Büchern. Eine Lesehöhle! Ich fragte mich, ob hier vielleicht die Seele des Hauses wohnte. Ich blieb eine Weile, um etwas davon nachzuspüren.

Ich forschte weiter und fand auch das älteste Zimmer im Haus. Ich war durch einen langen, dunklen Flur bis zum Ende gegangen. Solange, bis es mir fast zu dunkel geworden war. Dann war die Erleuchtung beim Öffnen der Tür gekommen: Die reine Freundlichkeit strahlte mir entgegen. Das Zimmer, in dem ich mich jetzt befand, war vollkommen in südliches Licht getaucht. Nur Licht. Wände und Decke waren weiß getüncht. Nur um die Deckenlampe herum erkannte ich noch gemalte Blumenmuster, die langsam verblassten. Es hatte Südlage und an zwei Seiten Fenster und eine Tür zum Balkon. Es war ein sehr schmaler, sehr langer Balkon, von dem es auf die ankommenden und abreisenden Leute herabsehen konnte. Am folgenden Tag wollte ich mich an die Arbeit machen. Ich wollte hier mein Buch zu Ende bringen. Beim Frühstück saßen wir im Freien und betrachteten die Wolken. Die Wolken lagen tief und sie würden sich nur allmählich aus den Tälern erheben, an den Bergspitzen festwachsen wollen, bis sie sich weiter höben und irgendwann im Sonnenschein auflösen würden. Ich behielt meinen Pulli an. Ich war nicht ganz auf der Höhe und fühlte mich schlecht und wir beschlossen, dass mir eine leichte Wanderung gut tun würde – Sollte die Arbeit doch warten. Der Weg führte aufwärts durch Fichtenwald und an kleinen Sturzbächen vorbei. Zögernd gaben die Wolken den Blick auf die Berge frei. Bald

konnten wir die Dolomitenspitzen sehen, die hinter den davorliegenden Bergen herausragten. Wir waren jetzt in einer Welt mit weitem Blick. Der Himmel war ein glattes blaues Tuch. Da war nichts, was den Blick verstellte. Vor uns die Ewigkeit der Berge. Über uns die Endlosigkeit des Himmels. Man konnte sehen, so weit man wollte. Und an irgendeinem Punkt fing man an, sich in sich selbst umzuschauen. Und auch da war nichts, was den Blick verstellte und wahrscheinlich fühlte ich mich deshalb nicht ganz wohl. Wir kamen wieder in Bewegung und wieder in den Wald. Der Boden war ja gut zu gehen, aber der Weg war steil und immer wieder mussten wir nach wenigen Metern atemlos und mit pochenden Herzen stehen bleiben. Nach Windungen und Gehpausen kamen wir schließlich an einer besonnten Wiese an, die frisch gemäht war und süß und irgendwie nach Kindheit roch. Hier waren wir auf der Höhe des Weges angekommen. Von einer Bank aus betrachteten wir das Bild: Etwas unterhalb von uns gab es eine Sennhütte, an der klares Bergwasser vorbei in eine natürliche Wanne lief. In dem glasklaren Wasser gab es Forellen. Gegen den hellen Grund der Wanne sahen ihre Körper dunkel aus. Wir zählten drei oder vier und dachten, dass sie eine prima Mahlzeit abgeben würden, dass wir sie in Butter schwenken und mit den Händen von den Gräten essen würden. Wieder beim Gasthof, waren wir müde. Wir zogen Schuhe und Strümpfe aus und legten die Beine hoch. Den ganzen Nachmittag waren wir faul. Ich beschloss die Arbeit an meinem Buch erst morgen aufzunehmen, las in Hemingways Fiesta und ging dann doch noch daran. Ich nahm mir die Notizen vor, die ich mir zu meinem Buch gemacht hatte und begann damit, sie durchzuarbeiten. Beim Abendessen planten wir für den nächsten Tag. Nach dem Nachtschlaf zogen wir uns in das Flügelzimmer zurück. Wir lasen und tranken den Wein leer und wurden bald schwer vom Wein, und spürten die Steigungen, die uns in den Knochen steckten. Es war an der Zeit, schlafen zu gehen. Am nächsten Tag lag die ganze Natur im Nebel. Wenn die Sonne stark genug wäre, würde es ein schöner Tag. Wir packten den Rucksack und füllten die Wasserflasche. Draußen war es kühl. Nach einem halbstündigen, schweißtreibenden Anstieg wurden wir vom Regen überrascht. Wir waren unterhalb von Briol unter Bäumen stehengeblieben und dachten ans Umkehren. Andere Wanderer gesellten sich zu uns und wollten sich vom Regen nicht am Weitergehen hindern lassen. Mir war kalt; ich spürte wie ich auskühlte. Eine Zeitlang verbrachten wir mit Warten. Der Regen hatte nachgelassen, als ich den Rucksack wieder aufsetzte. Aber als wir weitergehen wollten, nahm der Regen wieder an Stärke zu. Und als wir in Briol einkehrten, begann es erst recht aus Eimern zu schütten. In der bis auf Kopfhöhe mit Holz verkleideten Stube setzten wir uns an einen freien Tisch. Alle Tische hatten frische, weiße Decken. Wir fanden den Kellner, der gerade den Küchenofen feuerte und fragten nach heißem Tee. Er brachte zwei Kannen mit Lindenblütentee und zwei Tassen. Er war freundlich; ein kleiner, breitschultriger Mann mit bäuerlichem Gesicht, der italienisch und mit den Händen sprach. Wir waren bald trocken, aber uns war immer noch kalt. Ich schaute mich gerade in der Stube um, als sich die Tür öffnete und die Gruppe, die uns eben vorausgegangen war, hereinplatzte. Es waren vier. Sie schüttelten den Regen ab, stampften ein paar mal energisch mit den schweren Schuhen auf dem Boden auf, grüßten, setzten sich in eine andere Ecke und hinterließen nasse Flecken auf dem gescheuerten Holzboden. Im selben Moment kam von nebenan auch die Wirtin in den Raum und brachte mit ein paar Handgriffen einen Gasofen in Gang, der sofort Wärme produzierte. Das Ofenmetall machte Geräusche, wie es sich unter der zunehmenden Wärme ausdehnte. Die Wirtin war eine jugendliche, agile Person. Ihre Haut hatte sich einen Bergsommer lang schokoladenbraun gefärbt. Wir ließen uns sagen, was es zu Mittag gäbe und bestellten zweimal Flädlesuppe. Die Suppe kam und zusammen mit dem Ofen wurde uns jetzt endlich warm.

Am Nachmittag hockten wir unter kleinen Lampen in der Bibliothek und lasen und ich begann etwas in meinem Notizbuch zu schreiben. Draußen änderte sich wieder der Himmel und es sah ganz schön aus. Die Sonne kam hervor und verschwand wieder hinter Wolken. Das Wolkenbild veränderte sich ständig und mal fiel das Licht auf die Waldhänge und mal auf die Kuppen, die baumlos waren oder auf die graue Schroffheit der Dolomiten. Das Sonnenlicht bewegte sich immer fort an eine andere Stelle und die Wolken nahmen immer andere Formen und Farben an und ich besah mir das Naturschauspiel bis die Sonne hinter den bleichen Bergen verschwunden war.

Nachts glaubten wir uns der Zivilisation näher. Wir sahen ins Tal hinab und konnten die vielen Lichter der Fahrzeuge sehen, die sich auf der großen Straße bewegten. Eine dichte Kette von roten Lichtern in die eine und eine ebenso dichte Kette von weißen Lichtern in die andere Richtung. Ein gegenläufiger Strom nach Norden und nach Süden. Tagsüber wurde das ferne Rauschen des Verkehrs vom Zirpen der Grashüpfer überdeckt, nachts war es immer da, immer gleichförmig, und anders als das Rauschen eines Flusses oder das Rauschen der Blätter in den Bäumen; ein Rauschen von Menschen gemacht, monoton, wie das Rauschen eines elektrischen Föhns. Neben der Straße gab es eine Eisenbahnlinie. Das Rauschen war ähnlich, nur lauter und kürzer als eine Minute. So ein Eisenbahnrauschen kam unregelmäßig, kam und verlor sich wieder, und dann hörte man wieder die große Straße.

Die nächsten drei Tage waren sehr heiß gewesen und die Bauern hatten begonnen, das Heu zu wenden und schließlich aufzunehmen. Der Bauer fuhr in einem Traktor und zog eine Maschine, die das Heu aufnahm. Hinter der Maschine, die das Heu aufnahm, gingen zwei Helfer mit großen Reschen und sammelten das liegen gebliebene Heu. Durch die Luft wirbelte der Staub vom Heu und wir saßen auf der großen Veranda und schnüffelten wie es nach Sommer roch.

Wieder am Abend sahen wir die Dolomiten und sie sahen jetzt rötlich aus und in den Falten lagen tiefe, schwarze Schatten. Über dem Langkofel stand eine weiße Wolke, die aussah wie von einem Indianerfeuer. Wir saßen wieder in der Bibliothek und wenn wir hinaussahen, sahen wir einen blassblauen Himmel mit zartrosa Wolken, schwarze niedrige Berge vorn und rosafarbene hohe Berge dahinter. Die untergehende Sonne zeichnete die Farben auf den Fels. Da wo kein Licht mehr war, war auch keine Farbe.

Wir aßen eine Menge Abendessen und dazu tranken wir eine Flasche VINO Nobile de Montepulciano, einen 95er, der sehr rot war im Glas. Danach holte die Bedienung eine Flasche Schwarzgebrannten aus einem der Wandschränke. „Barbian-Whisky“, sagte sie, als sie die Flasche auf den Tisch stellte. Wir probierten und er schmeckte nach Alkohol und Zwetschgen. Die Flasche, die sie nach dem Zweiten oder Dritten wieder zurückstellte, war eine Ballantines-Flasche gewesen und war jetzt eine Barbian-Whisky-Flasche. Barbian-Kastanien waren also nicht das einzig Besondere an Barbian. Der Tag vor unserer Abreise war ein Sonntag. Aber eigentlich waren auch alle Tage vorher Sonntage gewesen. Wir hatten auf der Veranda in der Sonne gesessen und gefrühstückt. Nachher machten wir einen Spaziergang. Als wir in den Wald gingen, wurde es kühl. Wir hielten uns an den Händen und waren für den Augenblick glücklich mit uns und der Welt. Wir kamen an eine Wiese und wie wir so gingen, hörten wir plötzlich hinter uns das Hufschlagen herangaloppierender Pferde. Der Boden dröhnte, als sie herankamen. Sie kamen schon in der nächsten Sekunde aus dem Wald über eine Kuppe gerast und wir retteten uns mit einem Sprung in die Wiese. Es waren drei: Zwei Halflinger und ein Apfelschimmel. Die Reiter zügelten das Tempo, einer grüßte auf italienisch und dann beschleunigten sie wieder und rasten davon. Als wir am letzten Abend noch vor dem Essen in der Bibliothek saßen, hörten wir im Speiseraum Stimmen und es wurde Besteck aufgelegt auf die Holztische und Gläser klangen, die herangetragen

wurden und Schritte auf dem Holzboden und das Rücken von Stühlen war zu hören. Wir stellten uns alles vor. Die Stimmen, die wir hörten, waren uns vertraut geworden und wir konnten den Stimmen Gesichter zuordnen. Es war ein Kommen und Gehen beim Auftragen und dazwischen war das Klappern im Besteckkasten zu hören, und die Tritte auf dem Holzboden klangen hart und versetzten den Boden in leichte Vibrationen, die bis in die Bibliothek zu spüren waren. Mir brannten die Augen vom Starren auf mein Manuskript und vom Lesen, aber ich hatte die Hälfte meiner Arbeit geschafft und den ersten Teil meines Buches überarbeitet. Es war einiges, was zu bearbeiten war, besonders in den ersten vier Kapiteln. Den Rest hatte ich für die Zugfahrt vorgesehen und hoffte noch gut voranzukommen. Wir tranken noch einen Rest aus der Flasche vom Abend davor. Es war wieder Lagrein, obschon wir viele andere Rote probiert hatten. Ich fragte den Wirt, was wir unbedingt noch trinken sollten. Er brachte einen Dolcetto d'Alba, Jahrgang 96. Der Wein war ausgezeichnet. Voll, mit einem leichten Speckgeschmack; schwer, aber nicht zu schwer und es war ein wirklich guter Abschluss. Am Morgen kam unsere Verabredung. Wir verstauten die Koffer und fuhren den Berg hinunter auf die Hauptstraße. Nach Brixen waren es vielleicht zwanzig Kilometer. Am Bahnhof in Brixen setzte uns Frau Torggler ab und wir gaben unsere Koffer in die Gepäckaufbewahrung. Ein Jüngerer und ein Älterer nahmen unser Gepäck und gaben uns den Abholzettel. Wir gingen über die Via Statione Richtung Zentrum. An der Straße standen große Villen. An dem Giebel einer Villa war das Bild einer Biene aufgemalt; darunter stand: Lernt von den Bienen. Wir bummelten noch ein bisschen und gingen ein paar Gassen, Straßen und Plätze ab und waren auch im Dom. Wir aßen zu Mittag und gingen zum Bahnhof zurück. Wir lösten unser Gepäck aus, in dem wir zahlten. Der Jüngere gab die Koffer raus, aber das Trinkgeld wollte er nicht. Wir hatten uns angewöhnt erster Klasse zu fahren und daraus kann man lesen, dass es auch eine Zeit gab, in der wir uns das nicht leisten konnten, und jetzt genossen wir es. Von Bozen aus hatten wir zwei Pakete nach Hause geschickt, und als wir ankamen, waren die Pakete schon da. In dem einen Paket war mein Hut. In dem anderen waren getrocknete Steinpilze, Pfifferlinge, Tomaten und zwei Hände voll frischer Peperoncini.

Geschrieben von in Weite Welt um 13:34

Donnerstag, 6. September 2007

Ein großes und ein kleines Hotel (Hansgeschichten)

Der Himmel hatte die Farbe des Sees, und die Berge hatten die Farbe des Sees, und der Hafen war in ein bleigraues Licht getaucht. Hans hatte am Fenster gestanden und über ein Meer von roten und braunen Dächern zum See geblickt. Die Kirchturmuhre hatte neun Uhr geschlagen. Fenster, die weit offen standen, ließen den Tag hinein und die Nacht hinaus. Nach dem Duschen waren sie hinunter in den Hof gegangen. Der Hof hatte die Farbe des Südens. Über dem Hof war der Himmel blau, und in dem Himmel über dem Hof sahen sie die Mauersegler fliegen. Nach dem Frühstück gingen sie die Gasse entlang. Ladenbesitzer kamen und sperrten ihre Geschäfte auf. Das war der Morgen.

Am Mittag hatte sich der Nebel verzogen und in der Sonne war es nun schon fast zu heiß. In den schattigen Gassen war es kühl und vom See streifte ein leiser Wind den Berg hinauf und schmeichelte angenehm auf der Haut. Hans ging zum See hinunter. Das große Hotel musste direkt am See stehen. Hans hatte nichts, als ein paar Bilder im Kopf: alte Fotografien zeigten ein imposantes Bauwerk, das wie ein gestrandetes Kreuzfahrt-Schiff auf einem inselartigen Hügel lag. Von da aus machte sich ein Garten breit, der bis zu einer Uferpromenade reichte. Aus der Erinnerung waren jetzt auch die Menschen zu sehen, die die Uferpromenade entlang schritten, die von kleinen und großen Palmen bestanden war. Die Damen trugen lange Kleider und kleine Schirme zum Schutz vor der Sonne. Die Herren trugen steife schwarze Hüte und grüßten die entgegenkommenden Paare, indem sie den Hut lüfteten. Hans schaute nach links und nach rechts. Er war sich nicht sicher, wo er suchen sollte. Er sah aber aus der Entfernung eine Art Hügel, auf dem ein Haus gestanden haben konnte. Er erkannte eine Uferpromenade, die etwas in den See hinaus gebaut worden war und auf der kleine und große Palmen standen. Er hatte sich den Platz viel größer vorgestellt. Aber sogar die alte Tabakfabrik, die nur wenig dahinter am Seeufer zu sehen war, war sicher größer gewesen, als das große Hotel, das jetzt nicht mehr da war.

Am Abend hatten sie die Terrasse ihres kleinen Hotels ganz für sich. Es war jetzt zehn Uhr. Hans hatte die Glockenschläge der Kirchturmuhre gezählt. Der Wirt brachte Cappuccino und Grappa. Leute kamen die Gasse herauf und herunter und plauderten und lachten. Im Ristorante gegenüber sang einer, der zum Singen bestellt worden war, das Lied von Zucchero, das sie gerade immer im Radio spielten. Die rothaarige Bedienung räumte die Tische ab, die um sie herum standen. Auf den Tischen lagen weiße Tischdecken und auf einem Tisch stand eine Vase mit weißen und orangefarbenen Schwertlilien, die einen schweren Duft verströmten. Die Luft war angenehm abgekühlt und lag wie kühle Seide auf der Haut. Die Küche hatte bereits geschlossen. Die Rothaarige war klein und flink und als sie die Teller, Gläser und Bestecke einsammelte, sang sie eine Melodie dazu. Der Wirt, der den Jazz liebte, drehte die Musik lauter und eine schwarze Stimme sang einen Blues. Jeder, der die Gasse entlang kam, schaute herüber. Später spielte gegenüber im Ristorante eine Trompete ein schnelles Stück. Der Sänger, der den Song von Zucchero nachgesungen hatte, machte eine Pause, denn eine Zeit lang war jetzt das schnelle Trompetenstück zu hören. Dann hatte Viktor, der junge Koch, an einem Tisch im Inneren des kleinen Hotels Platz genommen. Er schrieb einen Text mit zwei Fingern auf einer elektrischen Schreibmaschine. Die Rothaarige, die jetzt hinter dem Schanktisch Gläser spülte, fragte ihn etwas auf Italienisch. Er antwortete, und Hans verstand, dass er nichts geschäftliches, sondern etwas privates schrieb. „Ting, ting, ting“, scherzte die Rothaarige zum Koch hinüber, der ting-ting-ting auf seiner Schreibmaschine machte. Dann setzte sich die Rothaarige an einen runden Tisch neben eine bella signorita und trank einen Campari, dessen Rot dem Rot ihrer Haare ähnlich sah. Auf den jungen Koch wartete die bella signorita, die ihre Lippen mit einem Lippenstift bearbeitete.

Der junge Koch war fertig mit Tippen und schob einen Stuhl an den runden Tisch. Er hatte Tanzmusik aufgelegt, wie man sie in den Clubs spielte und brachte sich in Stimmung. Die Musik gefiel auch der rothaarigen Bedienung. Sie saßen noch kurz zu dritt an dem runden Tisch. Dann wünschte man sich eine gute Nacht.

„Buona notte“ sagte die Rothaarige und machte sich auf den Nachhauseweg.

„Buona notte“, sagten die beiden anderen. „Buona notte, ciao, a domani, ciao.“

Die Rothaarige verließ fröhlich die Runde und sang eine Melodie, als sie die Gasse hinauf ging. Der Koch und seine Freundin machten sich auch auf den Weg in die Nacht. In der anderen Richtung verschwand die Rothaarige singend in der Dunkelheit, und die Dunkelheit hatte die Farbe des Sees.

Geschrieben von in Weite Welt um 13:39

Samstag, 26. Mai 2007

Der heißeste Tag unter der Sonne (Hansgeschichten)

Die Nacht war warm wie bei ihm zuhause so mancher Tag nicht war und er schwitzte und der Schweiß sammelte sich am Kinn. Er lag auf dem Rücken nackt auf dem Bett und roch sich selbst. Das Laken war warm am Rücken, am Po und an den Rückseiten der Beine, und der ganze Körper war klebrig und kühl vom Schweiß. Es war ein heißer Tag gewesen und den ganzen Tag war er gegangen. Als er so ging hatte der Körper nur einen ganz kleinen Schatten auf den Asphalt geworfen. Es war heiß, heiß, heiß gewesen. Er hatte geschwitzt unter der Kappe und der Schweiß war ihm über die Stirn und in den Nacken gelaufen. Die Straße war heiß und der Weg hinab zur Küste war staubig gewesen. Er lag auf dem Bett und er schloss die Augen und der Staub klebte an seinen Waden als er jetzt ging und hatte sich mit dem Schweiß vermischt. Der Aufstieg war steil gewesen und fast ohne Kurven. Der Weg war ein Weg und gleichzeitig eine Feuerschneise gewesen. Rechts des Weges waren die Hänge baumlos. Einzelne schwarze Stümpfe ragten aus Knie hohem Grün empor. Auf dieser Seite, die zum Meer abfiel, hatte das Feuer den Wald zerstört, hatte sich den Berg hinauf gefressen und war erst durch die Schneise gehindert worden, weiter nach oben zu steigen. Baumnachwuchs, so bemerkte er, fehlte ganz. Auf der linken Seite des Weges war Pinienwald. Der Wald war ohne Unterholz und die Bäume wuchsen in regelmäßigen Abständen aus einem grünen Teppich heraus.

Oben auf dem Berg war eine Funkstation, die den gesamten Flugverkehr nördlich von Rom überwachte. Hans nahm die Kappe vom Kopf und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Seine Haare waren auch nass, und wo der Rucksack auflag war das T-Shirt nass und als er den Rucksack ablegte, um die Wasserflasche herauszuholen, strich ein Luftzug über seinen nassen Rücken und er spürte die Kühle vom Meer. Die Hitze war erträglich gewesen, denn er war noch nicht sehr lange gegangen. Aber der Aufstieg hatte es in sich gehabt, war steil gewesen und ganz ohne Schatten. Als er getrunken hatte wurde sein Kopf heiß und der Schweiß schoss ihm aus den Poren. Er fluchte, weil er sein Halstuch vergessen hatte und er sich den Nacken verbrennen würde. Er fluchte, dass er nicht früher losgegangen war und er fluchte, dass er überhaupt losgegangen war und er fluchte auf die Schwüle und auf den Scirocco, der feucht und heiß von Nordafrika herüberwehte. Er wünschte sich das Ende des Weges herbei und sah zurück und ganz weit entfernt die roten Dächer von Capoliveri. Als er den Pinienwald erreichte, holte er die Karte heraus und setzte sich auf einen Stein. Er trank nur einen Schluck und steckte die Karte wieder zurück. Die Luft roch würzig, wie ein Badezusatz und es war ganz still. Er sah sich um und erblickte durch das grüne Dach den blauen Himmel. Es war ein guter Platz.

Später, als er an eine Wegkreuzung mit einem kleinen Hügel an der Seite kam, stieg er die wenigen Meter den Hügel hinauf und blickte in eine grüne Pfütze, die einmal ein Wasserreservoir gewesen war. Ab jetzt glaubte Hans nicht mehr, dass der Weg besser werden würde oder dass es Schatten gäbe oder dass er die Wasserflasche auffüllen könnte. Es gab bestimmt mehr als einen Weg hinab zur Küste. Noch andere Wege waren von der Kreuzung abgegangen, deren Verlauf er aber nicht verfolgen konnte. Auf dem Weg lag Geröll und große und kleine Steine lukten aus dem von der Sonne zu Stein gebackenen Lehmboden. Hans versuchte die beste Gehspur zu finden, rutschte auf dem Geröll, ging einen Zickzackkurs und suchte den Schatten einzelner Bäume. Hinter ihm war nichts als Staub und vor ihm nichts als Hitze. Nach jeder Serpentine erhoffte er das Blau des Meeres zu sehen. Er trank das letzte Wasser und legte den Kopf weit in den Nacken, bis die Sonne ihn heiß blendete und die Flasche auf den letzten Tropfen geleert war. Er war jetzt ständig bergab gegangen. Seine Schienbeine schmerzten davon und die großen Zehen taten vom Anstoßen weh. Der Weg würde ihn bis ganz hinunter zum Meer führen und er wusste, dass er das alles später wieder hinaufgehen müsste. Gerade bevor er das Meer sah, entdeckte er den Helm eines Reiters am Weg. Der Reiter hatte den Helm bestimmt noch gesucht, aber der Helm hatte die helle Farbe getrockneten Lehms und war vom Boden kaum zu unterscheiden. Das Kinnband war abgerissen und innen war der Helm mit roter Seide gefüttert. Hinten war eine kleine, schwarze Schleife. Der Größe nach musste es der Helm eines Mannes gewesen sein. Hans nahm den Helm auf und solange ihn die Gedanken an den Reiter ablenkten, dachte er nicht an den Weg, der noch vor ihm lag und an die Hitze und an den Durst. Hans sah auf das Meer, das unter ihm auf die felsige Küste rollte. Er dachte an Schiffbrüchige, die im Meer trieben und ohne Trinkwasser waren, und die verrückt würden bei dem Gedanken, dass sie von unendlich viel Wasser umgeben waren, und das sie verdursten würden oder ertrinken.

Er kam an eine Staubpiste, auf der auch Autos fahren konnten, die zu einem kleinen Strand wollten. Auf dem Strand, der nur wenig besucht war, sah Hans einen Mann in weißem T-Shirt und Badehose, der den Strand mit einer Harke von Treibholz säuberte. Hans ging hinunter. Der Strand gehörte zu einer Bar. Vor der Bar war ein Parkplatz mit Bäumen unter denen Autos standen, die vollständig von einer weißen Staubschicht bedeckt waren. Hinter der Bar war eine Terrasse mit sauberen Holztischen und grünen Stühlen. Hinter der Terrasse war das Meer, das hier sanft auf den Strand rauschte. Hans ließ sich eine Flasche Wasser bringen und sah auf das Meer. Das Meer war herrlich blau. In der Bucht lagen Segelboote mit Masten, die bis in den Himmel reichten.

„Mangiare?“ fragte der bullige Typ mit schwarzem Kinnbart, der bediente.

Hans sagte: „No, grazie“, und dachte an nichts. An weniger als nichts und schon überhaupt nicht ans Essen. Er trank

Glas für Glas und als die Flasche leer war, dachte er an das letzte Stück und an das Ziel und fühlte sich gut. Das letzte Stück war Asphalt. Eine gewöhnliche Straße, die vom Meer über einen tiefer liegenden Ortsteil hinauf und zurück nach Capoliveri führte. Ein übles Stück Weg. Hans ging wie mechanisch über den heißen Asphalt. Nicht stehen bleiben und drüber nachdenken, dachte er jetzt. Eine Schlange, die überfahren worden war, klebte trocken und dünn wie Pergament auf dem Asphalt. Die Luft kochte und seine Hände waren angeschwollen. Die Füße schmerzten und fühlten sich ganz heiß an und dick. Hans ging und kam an einem Lastwagen vorbei mit grünen, glänzenden Wassermelonen wie Fußbälle so groß. Er hätte eine genommen, es war aber niemand zu sehen und er hatte auch kein Messer.

Nachdem er eine weitere Ewigkeit gegangen war konnte er endlich die ersten Häuser sehen. Alle Läden und Türen waren geschlossen wegen der Sonne. Auf einer Bank vor einem der Häuser saß ein alter Mann. Er rief Hans etwas zu und Hans, der ihn bestimmt nicht bemerkt hätte, weil er zu weit von der Straße entfernt vor seinem Haus saß, wusste nicht, ob der Mann ihn auslachte oder ihm Mut machen wollte.

„Tropo sole“, hatte Hans verstanden und der Mann hatte gelacht.

Hans sah den Alten, aber sein Gesicht konnte er nicht erkennen. Aber seine Stimme klang, wie die Stimme eines alten Mannes; mit der Erfahrung vieler Sommer.

Hans erwachte. Es war dunkel. Das Fenster stand offen und die Läden waren halb geschlossen vom Tag. Der Raum war stickig und er hörte, wie der Scirocco durch die Bäume strich. Er tastete nach der Wasserflasche und trank und das Wasser schmeckte fahl und war lauwarm. Draußen hörte er die Stimmen des Hotelpersonals und einige Schritte auf dem Asphalt.

Geschrieben von in Weite Welt um 21:11

Mittwoch, 25. April 2007

Das ungebügelte Wasser (Hansgeschichten)

Als sie den schützenden Hafen verlassen hatten, warf sich ihnen das Meer mit aller Kraft entgegen. Hans stand zum ersten Mal am Steuer des Seglers und versuchte den Kurs zu halten. Es ist gut, am Steuer zu stehen, dachte Hans, weil man dann an nichts anderes denkt, nur ans Steuern. Er hielt das Boot hoch am Wind, der steuerbords vor die Segel drückte und den Segler bis zur Decklinie in Schräglage gebracht hatte. Er kam sich vor, wie auf einem Kutschbock. Die Fahrt ging über Berg und Tal und Hans versuchte seine Furcht und seinen Mut in ein Gleichgewicht zu bringen. Wenn sich der Bug aufbäumte, presste er die Brust nah an das Steuerrad und wenn der Bug in ein Wellental sank, streckte er die Arme und legte den Oberkörper nach hinten. Von Zeit zu Zeit fegte eine Welle über das Boot und von Zeit zu Zeit drückte eine Böe in die gerefften Segel und verstärkte die Krängung des Bootskörpers.

Hans spürte wie die Nase des Seglers gierig war in den Wind zu kommen. Er hatte sein linkes Bein gegen die Innenseite der Bordwand gestemmt. Mit dem rechten Bein versuchte er die Schwankungen des Bodens unter seinem Körper, der in gelbem Ölzeug steckte, auszugleichen. Nach einer Wende ging es umgekehrt. Das rechte Bein wurde steuerbords gegen die Bordwand gestreckt und das linke federte die Auf- und Abbewegungen aus, die das Meer dem Boot diktierte. Nach zwei Stunden hatten Hans Beine angefangen zu zittern.

Der Mann, der Hans mitgenommen hatte, beobachtete die Kompassnadel.

„Halt den Verklicker im Auge, Hans“, rief er. Hans sah zum Masttopp.

Ob er da hinten die beiden Kirchturmspitzen gesehen hätte?, fragte der Mann und wies zum Horizont.

Hans nickte, als habe er die Kirchturmspitzen schon lange im Auge gehabt.

„Da mitten durch“, sagte der Mann.

„Ist das der Hafen?“ fragte Hans.

„Medemblik“, sagte der Mann.

„Wie lange noch?“ fragte Hans.

„Kommt drauf an“, sagte der Mann.

„Klar“, sagte Hans.

Über das Wasser kam ein Schwarm von Kormoranen in Keilform geflogen. Ein großes Plattbodenschiff mit zwei Masten und rostroten Segeln pflügte durch die graugrüne See und die Gischt schäumte am Bug.

Als der Wind etwas nachgelassen hatte, holte der Mann dem Vorsegel dichter. Er nahm die Winschkurbel und machte eine Umdrehung und noch eine. Die Winsch knarrte.

„Verdammt“, fluchte er, als das Segel mit einem lauten Kreischen einriss. Er gab das Tuch frei, machte ein Zeichen und verschwand im Schiff.

Hans war nun auf sich allein gestellt. Jetzt hieß es aufpassen. Er drehte die Nase des Seglers in den Wind und löste die Großschot wie er es gelernt hatte. Der Großbaum schlug nach Backbord und als die Allegra im Wind stand ließ sie die Segel flattern.

„War wohl morsch“, rief der Mann, der durch die Bugluke aufgetaucht war.

„Kann man ´ne prima Jacke draus nähen“, rief Hans ihm gegen den Wind zu.

Der Mann holte das gerissene Segel ein und stopfte es durch die Luke nach unten. Eine Welle schlug gegen den Bug und der Mann suchte Halt am Vorstag.

„Hol mal das Sturmsegel raus“, wies er Hans an und schloss dabei auch den obersten Knopf seiner Öljacke.

Hans verließ seinen Platz und kletterte in den Bauch des Seglers, bis ganz nach vorn, wo im Vorschiff das Sturmsegel bereit lag. Er schob es durch die Luke nach oben. Die Welle hatte alles nass gemacht.

„Das kleine Sturmsegel reicht bei dem Wetter allemal“, sagte der Mann, der nach oben geklettert kam.

Hans holte das Groß dicht und brachte die Allegra wieder auf Kurs.

Eigentlich habe ich ja das Sagen, dachte Hans. Er stand am Steuer und wer am Steuer stand, gab die Kommandos.

Aber Hans dachte nicht daran, Kommandos zu geben. Er dachte nur daran, den Kurs zu halten und dachte nur an das Steuern.

„Gut gemacht“, sagte der Mann. Aber Hans sah nur die beiden Kirchturmspitzen voraus, die schon zum Greifen nah waren.

Mitten durch, dachte er. Er besah sich den grauen Himmel, aus dem weiße Wolken quollen.

„Da kriegen wir noch mal ordentlich Wind“, sagte der Mann.

„Dann geht´s schneller“, sagte Hans.

Der Wind blies jetzt wieder stärker und brachte auch Regen.

„In Böen sechs bis sieben“, sagte der Mann.

„Wie lange noch?“ wollte Hans wissen.

„Schätze zwei Schläge noch.“

„Ne Stunde, was?“ sagte Hans.

„Kommt drauf an.“

„Klar“, sagte Hans.

Die Kirchturmspitzen waren gewachsen. Der Außenhafen kam in Sicht. Vor dem Grau des Himmels schienen die weißen und silbernen Maste zu leuchten.

„Da ist die Hafeneinfahrt“, sagte der Mann, „wir wollen in den Innenhafen.“

Der Wind war abgeflaut, die Wellen waren zu einem sanften Wiegen geworden. Der Mann hatte die Segel eingeholt und den Diesel gestartet. Das leise Klopfen des Motors klang Hans vertraut. Es erinnerte ihn an das Knattern der Segel bei mäßigem Wind.

Der Hafen war in ein sanftes, rötliches Licht getaucht. Ein Rot wie von billiger Brause. Es roch nach einem guten Abendessen. Hans fühlte sich gut. Das war nicht ohne, dachte er, und betrachtete die kleinen roten Backsteinhäuser, die dicht am Hafenbecken standen. Nur eine schmale Straße trennte sie von den Anlegern. Mannschaften machten ihre Boote fest. Andere streiften in Gruppen die Straße entlang und waren bester Laune. Große und kleine Boote lagen in Päckchen rechts und links an der Kaimauer.

Hans steuerte das Boot unter den Augen des Mannes bis zu einer Brücke. Die Ampel schlug auf Grün und die Brücke wurde hochgeklappt und der Mann, der Hans mitgenommen hatte, grüßte zum Hafenkantor hinauf.

„Lass mich jetzt mal ans Steuer“, sagte er, „geh du mal zum Hafenmeister.“

Hans sprang von Bord und drehte sich um. „Wie lang ist unser Schiff.“

„Zehn Meter siebzig“, sagte der Mann.

Auf den Booten rechts und links saßen Segler und redeten und tranken und lachten.

Hans kam zurück. „Steiger C 4“, rief er dem Mann entgegen, der die Achterleinen festzog.

Hans blieb auf dem Steg stehen und prüfte den Sitz der Vorleine. Das Holz, aus dem der Steg gebaut war, knarrte.

„War nicht ohne“, sagte der Mann, als er vom Boot sprang. Ohne Ölzeug war er viel beweglicher.

„Ja, wie auf Pudding“, sagte Hans.

Der Mann lachte. „Hunger, Hans?“

„Und wie“, sagte Hans, „und Durst.“

„Wir wollen auf den Tag trinken“, sagte der Mann.

„Ja“, sagte Hans, „das wollen wir.“

„War das das erste Mal?“ fragte der Mann, dem jetzt das Heineken schmeckte.

„Das erste Mal auf so ´nem ungebügelten Wasser“, sagte Hans.

„Nicht schlecht für den Anfang“, sagte der Mann.

„Ja“, sagte Hans, „für ´n Anfang gar nicht so schlecht.“

Unter dem Tisch zitterten Hans Beine.

Geschrieben von in Weite Welt um 21:18

Mittwoch, 28. März 2007

Nur eine Erfrischung (Hansgeschichten)

Hans war einige Male um das Boot geschwommen. Zuerst war er dicht bei der Badeleiter geblieben und als er sich gewöhnt hatte, war er in immer größeren Kreisen um den Bootskörper geschwommen. Das Wasser schmeckte salzig am Morgen und er spürte wie es salzig in den Augen brannte. Von der Badeleiter aus hatte Hans die Ankerkette auf dem Sand liegen sehen und über dem Kraut hatten Fischeschwärme gestanden, kleine silberne Fische und größere, graue mit einem weißen Streifen, der vor der Schwanzflosse herumging.

Auf den gelben Felsen am Ufer waren ein Mann und eine Frau in Badekleidung zu sehen. Die Frau hatte die Hände in die Hüfte gestemmt. Der Mann schützte mit einer Hand die Augen vor der Sonne und wies mit der anderen auf Hans. Hans schwamm ein Stück auf sie zu. Das Wasser war ganz glatt und trug sehr gut. Hans wäre gerne nackt geschwommen, aber er hatte niemanden gesehen, der nackt geschwommen war. Er schwamm bis ihm kühl wurde. Hans war wieder auf das Boot gestiegen und saß jetzt unter dem Bimini, das ihn vor der Sonne schützte. Er blickte in den Himmel, der blau und wolkenlos war, und bog sich über die Bordwand weit nach hinten, bis er alles auf dem Kopf sah. Das gekräuselte Wasser war jetzt oben, darunter war der gelbe Fels, darunter hingen die Bäume am Fels und unter allem war der Himmel. Der Himmel war jetzt das Wasser, die Bäume waren die Felsen, die Felsen die Bäume und das Wasser war der Himmel.

Hans dachte, wenn man nur die Welt verkehrt herum sah, dann waren die beiden am Ufer jetzt Fledermäuse. Man musste die Welt nur verkehrt herum sehen, dachte er, und die Menschen würden zu Fledermäusen. Sie konnten nur in eine Richtung fliegen. Nacheinander flogen sie in das gekräuselte Wasser, das jetzt der Himmel war. Hans wurde unwohl bei dem Gedanken, die beiden könnten zu Fledermäusen geworden sein.

Geschrieben von in Weite Welt um 18:33

Montag, 12. März 2007

Ein Tag mit Wind und Sonne (Hansgeschichten)

Es klang wie Sturm, aber der Himmel war auch blau. Nur an den schnell ziehenden Wolken war zu sehen, dass es mindestens die Ausläufer eines Sturms sein mussten. Der Wind blies direkt in den Hafen hinein und strich über die Wanten, wie ein Bogen über die Saiten eines Cellos. Hinausgefahren war niemand und alle waren mit Decksarbeiten beschäftigt oder kamen von ihren Einkäufen zurück. Die großen Wolken, getrieben vom Wind, warfen große schwarze Schatten auf die bewaldeten Hügel ringsum. Die See war ganz grün und noch in der Bucht mit weißen Schaumkronen betupft. Die großen Silbermöwen standen gegen den Wind, buchstäblich am Himmel klebend, immer darauf aus, im Flug von den Booten ein Stück Brot zu ergattern.

Die Julisonne hatte Hans den Nacken verbrannt. Durch den Wind war es immer kühl gewesen und er hatte nicht gemerkt, wie ihm die Sonne auf den Nacken gebrannt hatte. Die Haut brannte wie Feuer und am Abend würde sie noch mehr brennen, wenn es dunkel geworden war. Hans dachte an Schatten. Vom Festland kommend hatte er am Tag zuvor den Kranz der ockerfarbenen Häuser erblickt und er drehte sich jetzt nach den Häusern um und suchte nach einem Zugang, der in die Oberstadt führen würde. Er durchschritt einen Torbogen und der Wind war augenblicklich nicht mehr zu spüren. Als er wieder ins Licht trat, sah er die Häuser, die ihm jetzt mehr gelblich erschienen; sie hatten grünen Fensterläden, die um diese Zeit fast alle verschlossen waren. Wäsche flatterte vor den Fenstern der oberen Stockwerke. Die Mittagshitze hatte jedes städtische Leben von den Straßen gebrannt. Die Geschäfte hatten geschlossen und ihre Besitzer hatten sie mit Gittereisen oder schweren Holzläden verriegelt. Die Straßen waren schmal und mit unterschiedlichen Steinen bepflastert. Es gab Flächen, die mit handtellergroßen Steinen belegt waren. Sie waren quadratisch gehauen, grau und grob. Andere Flächen waren mit größeren Steinplatten belegt, die so blank gescheuert waren, als habe man sie mit Speck eingerieben.

An einem großen Platz, auf dem Autos parkten und auf dem im Zentrum ein bronzenes Denkmal mit den Worten *AI SUOI EROI CADUTTI PER LA PATRIA* an die Helden des IV NOVEMBRE MCMXXII erinnerte, war eine Bar geöffnet. Auf der Terrasse der Bar war niemand. Der Wind hatte einen aufgespannten Sonnenschirm zerlegt. Ein anderer, der noch geschlossen war, war umgefallen wie ein Baum. Niemand war da, der sich kümmerte.

Geschrieben von in Weite Welt um 18:32

Sonntag, 25. Februar 2007

Wasserballett (Hansgeschichten)

Hans sah zum Strand hinüber. Die gelben Sonnenschirme hatten sich gerade ganz schmal gemacht. Die grünen Sonnenschirme waren noch aufgespannt, aber nicht mehr alle. Das Boot schwoite um den Drehpunkt der Ankerkette herum. Die tiefstehende Sonne kam jetzt genau von vorn. Wenn Hans sich umdrehte, öffnete sich der Blick aufs Meer. Wenn er sich wieder zurückdrehte, stand die Sonne genau über der Bucht und über der schwarzen Hügelkette, wo unterhalb der Strand lag, an dem den ganzen Tag gebadet worden war. Das Radio meldete jetzt kurz nach achtzehn Uhr: Station Grosseto: heute, zwölf Uhr, 29 Grad. Das Radio brachte das Wetter jeden Tag um diese Zeit und jeden Tag mit der gleichen Monotonie in der Ansage.

In der Bucht hatte höchstens eine Handvoll Boote Platz. Ihr Boot lag seit Mittag vor Anker. Die Zeit bis zum Abend hatten sie sich mit schwimmen, schnorcheln und Dingi-Fahren vertrieben.

Am Abend holten sie den Anker ein und brachten das Boot in eine andere Position. Ein sachter Wind spielte mit dem Boot, drehte es immer wieder herum und wieder zurück und wieder herum; es war nervös, wie eine Kompassnadel. Die Sonne stand bald genau im Westen. Am Strand waren jetzt alle Sonnenschirme zugeklappt; die gelben und die grünen. Von den anderen Booten schwebten leise Stimmen über das Wasser heran.

Lange nachdem der Mond aufgegangen war, war das dumpfe Grollen der Fischerboote zu hören. Sie fuhren unter dem vollen Mond auf der scharfen Kante des Meeres von der einen zur anderen Seite der Bucht, weit draußen, als kleine, weiße Lichtpunkte, sammelten sich an einer Stelle und verschwanden um die Landzunge herum und waren auch nicht mehr zu hören. Der Mond hatte seine Farbe von rot-orange nach weiß gewechselt und die Lichterkette der Fischerboote kam wieder hinter der Landzunge hervor. Die Boote verharrten eine Zeit lang in einer bestimmten Position. Das Mondlicht teilte die Bucht und die Fischerboote standen in der einen Hälfte. Der Wind hatte gedreht und das Meer schickte keine Motorengeräusche mehr herüber. Die Fischerboote standen paarweise oder zu dritt. Der Mond stieg schnell.

Die ankernden Boote ringsum hatten ihre Topplichter gesetzt und kreiselten um ihre Drehpunkte. Die Fischerboote rückten dicht zueinander. In das äußere Boot kam Bewegung und es querte in schneller Fahrt die Lichtpunkte der übrigen Boote. Der Mond stand jetzt höher, als die Topplichter der ankernden Boote. Das Fischerboot, das die anderen Boote gequert hatte, war hinter der Landzunge verschwunden.

Schwell kam auf und die ankernden Boote begannen zu schaukeln. Eines der Fischerboote stand jetzt direkt in den Reflexionen, die der Mond auf die Meeresoberfläche zeichnete. Auf dem Nebenboot war eine Person auszumachen, die den Anker kontrollierte.

Nach Mitternacht kam noch mehr Schwell und das Schaukeln der Boote nahm zu. Die Buglage der Boote zeigte an, dass der Wind jetzt aus südlicher Richtung in die Bucht hinein blies. Das Fischerboot, das die Gruppe der anderen Boote von links nach rechts gequert hatte, war hinter der Landzunge hervorgekommen und motorte als Lichtpunkt an seine alte Position; und als es an Fahrt aufnahm, war da auch das Grollen des Motors zu hören.

Der Wind hatte zum wiederholten Male gedreht und kam jetzt aus nördlicher Richtung und nicht mehr vom Meer. Der Mond hatte die Topplichter der Boote um eine Mastlänge überstiegen. Das Meer reflektierte das Mondlicht immer mehr als breiten Punkt. Auf den unbewaldeten, felsigen Stellen der Hügel lag das Mondlicht weiß wie Schnee. Das Grau des Himmels und das Grau des Meeres begannen miteinander zu verschmelzen.

Von der felsigen Küste war ein leises Anrollen der Wellen zu hören.

Lange nach Mitternacht frischte der Wind weiter auf und der Schwell nahm noch einmal zu. Der Mond hatte fast den höchsten Stand erreicht und leuchtete bereits über der Landzunge steil in die Bucht hinein und strahlte die weißen Bootskörper an. Vom Strand her war Lachen zu hören und von da, wo das Lachen herkam, war ganz klein ein rotes Feuer zu erkennen.

Lange bevor es hell wurde war Hans eingeschlafen. Am Morgen waren die Fischerboote fort und die Sonnenschirme waren alle noch ganz schmal.

Geschrieben von in Weite Welt um 16:06

Sonntag, 11. Februar 2007

Augenblick 2

Ein weiteres Foto meines Vaters. Es stammt aus den 70ern. Aufgenommen in Japan. Auf einer seiner zahlreichen Geschäftsreisen. Ein weiterer wunderbar eingefangener Augenblick. In meiner Erinnerung für die meine Ewigkeit.

Geschrieben von Christof Hintze in Weite Welt um 13:02

Donnerstag, 8. Februar 2007

Man möchte fliegen können (Hansgeschichten)

Das Land war eine Insel. Im Osten war eine weite Ebene. Gebirge gab es im Norden und im Westen und da bis ans Meer; mit steilen Flanken und mal mehr mal weniger Vegetation. Das Dorf war ein Nest, das am Berg klebte und aufs Meer hinunter sah. Die Häuser waren gelb getüncht, hellrosa und ockerfarben. Die Fensterläden waren grün und einige standen offen. In großen Tonkübeln blühten rosafarbene und hellblaue, blaue, blauviolette und weiße Hortensien. An den Mauern und Fassaden der Häuser kletterte der lilafarbene Oleander empor. Die Häuser standen dicht gestaffelt. Dazwischen gab es sehr schmale Gassen, durch die ein kräftiger Wind von Süden blies. Von der Piazza Umberto I. war das Meer kaum noch zu sehen. Die Straße herauf war Hans durch dichte Kastanienwälder gefahren. Von Zeit zu Zeit hatte sich ihm der Blick auf das Meer geöffnet und Marciana Marina mit dem alten Wehrturm am Hafen war zu sehen. Hier oben blies ihm der Wind einen feinen Sand ins Gesicht. Es war der Scirocco, der von Nordafrika heranwehte. Einige Häuser an der Piazza hatten schmale Außentreppen aus Stein, die in der Art der Häuser verputzt waren und zu den oberen Stockwerken führten. Der Name des Platzes war über einer grünen Tür auf die Hauswand gemalt worden und langsam verblasst. Daneben hatte man eine neue Tafel angebracht, auf der Piazza del Recciso zu lesen war. Ein dicker Mann mit kurzen Hosen und gelbem Hemd war gekommen und hatte begonnen einen Kanister mit Wasser zu füllen, das er am Gemeindebrunnen zapfte. Er beugte sich herunter und trank auch einen Schluck während sich der Kanister langsam füllte.

An dem Haus mit dem Schild CIRCOLO AMICI DE POGGIO war eine große, weiße Steintafel angebracht worden. Hans stand davor und versuchte die Inschrift zu übersetzen. Sie bezog sich auf einen S. PAOLO DELLACROCE FONDATORE DEL PASSIONISTI E APOSTOLO DELL' ELBA, der im Juli 1735 auf dem Platz gepredigt hatte. Hans war sich nicht sicher, wofür oder wogegen er gepredigt haben könnte. Weitere handgemalte Straßenschilder zierte die verschiedenen Häuser am Platz. Außer dem Ortsnamen, der Name der Straße und der Nummer des Hauses, waren auf den Schildern sehr kunstvoll zwei Wappen dargestellt. Das linke Wappen zeigte einen Amboss und zwei Hämmer; das rechte eine Hand, die eine Zange hielt.

Der Mann, der den Kanister gefüllt hatte, verließ den Platz, ging bergauf und hatte schwer zu tragen, denn der Kanister war sehr groß.

In der Bar, in der Hans sich einen Campari holte, standen fünf Männer beisammen, die lautstark diskutierten. Ein schwarzer Hund wieselte um ihre Beine herum. Der Hund, der weiße Pfoten hatte, blickte Hans hinterher, als er mit dem Campari auf die Terrasse ging.

Der Wind hatte einen Sonnenschirm und Stühle umgeworfen. Ein Mann mit einem Fernglas, der am vorderen Rand der Terrasse saß, kommentierte die Anlegemanöver der Segler unten im Hafen von Marciana Marina. Wehrturm, Mole und Häuser waren in gleißendes Licht getaucht. Die Häuser der Hafenstadt waren gelb gestrichen und jedes hatte ein rotes Dach. Das Grün der Hügel schob sich bis an die Häuser heran und auch zwischen den Häusern verteilte sich viel Grün. Hans sah auf das Meer, wo die Wellen weiße Schaumkappen trugen, die viele weiße Segelboote sein konnten, wenn man es so dachte. Über dem Meer lag ein weißer Dunstschleier, der die Sicht zum Festland trübte. „Man möchte fliegen können“, sagte der Mann, der durch das Fernglas sah.

Geschrieben von in Weite Welt um 16:47

Donnerstag, 1. Februar 2007

Augenblick

Dieses Foto ist von meinem Vater. Der 1000 Interessen hat. Schon immer. Nur alle seine vielen Interessen behält er für sich. Es genügt ihm. Das ist auf der einen Seite bewundernswert, aber auf der anderen Seite schade. Denn zum Beispiel sein fotografischer Blick auf die Welt bleibt vielen verborgen. Das hat nun ein Ende. Er hat mir seine schönsten Bilder zukommen lassen und ich werde sie euch nach einander zeigen. Das ist mein Lieblingsfoto. Es ist der perfekte Augenblick. Er hat es vor langer Zeit in Spanien aufgenommen. Kann man den vergänglichen Moment des Lebens schöner einfangen? Das wahre Leben läuft nicht im Fokus ab, sondern immer an den Rändern. Und es ist geprägt von Glück, Zufall und Schicksal. Alles das sehe ich in diesem Bild. Wunderbar.

(Foto: Thomas Hintze, Motiv: Augenblick)

Geschrieben von Christof Hintze in Weite Welt um 20:25

Dienstag, 23. Januar 2007

Kollektives Knipsen

(Foto: Peter von Felbert)

Für einen kurzen Augenblick scheint die Welt in Ordnung: Japaner, Amerikaner, Deutsche, Franzosen, Italiener, Engländer, sicher auch Schweizer und Österreicher für eine hundertfünfzigstel Sekunde vereint. Gleiches Interesse, gleiches Ziel. Den Blick gemeinsam aufs Objekt gerichtet, objektives Interesse trotz subjektiver Sicht. Freundliches Zurückweichen bei Blende fünfkommasechs. Dem Nachbarn den Vortritt lassen. Des Fremden Standpunkt übernehmen. Sogar Männer und Frauen sind gleichgestellt. Sie zeigen die gleiche Haltung zu den Dingen. Nebeneinander, miteinander, leicht gebeugt, federnd in den Knien. Ein recht freundliches Bild.

Geschrieben von in Weite Welt um 17:19

Italienische Momente

(Foto: Peter von Felbert)

Das ist Muße: Wenn du in der Bar sitzt, der Espresso serviert wird, dazu zwei Tütchen mit Zucker und viel gentilezza – also viel Freundlichkeit; wenn ein gutes Buch aufgeschlagen vor dir auf dem kleinen, runden Tisch liegt oder dein Notizbuch; ein Stimmengewirr den Raum erfüllt; wenn du die zwei Tütchen mit Zucker betrachtest und du auf dem einen die Drei Zinnen und auf dem anderen den Schiefen Turm erkennst, und du die absolute Freiheit hast, zwischen Dolomiten-Zucker und Pisa-Zucker zu entscheiden; wenn man mehr nicht und auch nicht weniger von dir will, wenn du mehr nicht brauchst und auch nicht weniger willst.

Geschrieben von in Weite Welt um 16:45

Donnerstag, 11. Januar 2007

Aus nächster Ferne

Die Mole, ohne Sonne und ohne Touristen, hat dem Abend und der Ruhe Platz gemacht, den Feuerwerkern, den Anglern, den Äteren, dem Aussichtsuchenden; der Patrona della città, der mamorweißen, die meerwärts blickt. Ein anderer, der meerwärts blickt, zählt die vor der Mole ankernden Segler, spürt den sonnengewärmten Stein unter den Füßen, sieht den Sohn, der unterhalb auf den Felsen sitzend die Füße ins Wasser hält, und hier schon seinen Lieblingsplatz gefunden hat. Italien, befindet er am Nachmittag, sieht gar nicht aus wie Italien. Er sagt: Havanna, wegen der Palmen; und auch die Häuser sähen so aus.

Ein Stück weit im Städtchen gibt es einen Verleih für Motorroller, wo die Signora die verbliebenen Roller aber allesamt für fahrtüchtig erklärt, jedoch Abhilfe verspricht: domani mattina, vielleicht; domani sera, bestimmt; und dann Montag, Dienstag, Mittwoch, die ganze Woche – no problemo. Ein Motorroller für zwei, ja sicher, kein Problem.

Heute ist Samstag und das Linienschiff an der Mole kündigt die letzte Fahrt nach Portofino an; letzte Fahrt: ultimo viaggio a Portofino; oggi ventiquattro ora. Bis dahin ist noch Zeit; Bummelzeit, Essenszeit, Trinkenszeit, Ruhezeit.

Dem Sohn gefällt Italien. So viele Motorroller! Viel mehr, als in Holland. (Wieso Holland?) Sie befahren die Hauptstraße um den Lido herum. Laut, frech, schnell. Sie stehen vor Ampeln, vor der Bar, der Tabacheria, stehen auf Plätzen, am Straßenrand, im Halteverbot, im Mittelpunkt. Aprilla, Vespa, Gilera – Que bella musica! Italien ist irgendwie verrückt, meint der Sohn. Wenn man es verrückt findet, denkt er, hat man es schon ein bisschen verstanden.

Die Vorbereitungen für das nächtliche Feuerwerk sind abgeschlossen. Die beiden Carabinieri besprechen sich mit den Feuerwerkern. Die Mole wird abgesperrt. Das Volk muss den Ort verlassen, wird freundlich zum Gehen gebeten. Auch, wenn er die einzelnen Worte nicht versteht, kann es kein Missverständnis geben; eindeutiges Mienenspiel, ausdrucksvolle Gestik; der Blick ist stadtwärts gerichtet.

Die Polizia Comunale versucht dem Verkehr Herr zu werden. Sie dirigieren, wie große Komponisten, die Roller, die Motorräder, die PKW, die Busse; das ganze Blechorchester der Umgebung. Sie kommen von allen Seiten, wie Eisenspäne von einem riesenhaften Magneten angezogen.

Der Sohn spielt Gameboy, wovon er nichts versteht. Dass er fast nie liest, bedauert er. Er liest ihm darum manchmal vor. Kürzlich erst Hemingway Der alte Mann und das Meer. Der Sohn hat Fragen dazu: Was ist das für ein Meer, in dem der Alte fischt? Warum hat er den Jungen nicht mitgenommen? Er gibt bereitwillig Erklärungen ab. Er hofft, dass so das Interesse am Lesen anfängt. Noch in Deutschland hat er ihm ein Buch gekauft. Kurze Texte, vor allem aber Fotografien; Angriff der Klonkrieger, Droiden, Genosianische Aristokraten, Jedi im Kampf u.s.w. Die Jedi sind die Guten. Nur soviel versteht er davon.

Hier liest er ihm einige Kapitel aus seiner aktuellen Lektüre vor. Das Buch hat spannende Stellen. Ein Buch, in dem es um Bücher geht. Bücher, die nicht gelesen werden dürfen. Die man verboten hat. Balsac und die kleine chinesische Schneiderin. Sie haben beide Gefallen an dem Buch. Der Sohn als Zuhörer, er als Vorleser. Es ist eine Sache, nur zwischen den beiden.

Der Sohn findet die Reise gelungen. Bisher hätten sie noch nichts gemacht. Nur essen, rumlaufen, faulsein. Sie können es gemeinsam genießen. Darin sind sie sich ähnlich.

Seit ihrer Abreise hat der Sohn vorzugsweise von Motorrollern geredet. Er will ihm den Wunsch gerne erfüllen. Am dritten Tag mieten sie einen, Marke Peugeot, dunkelblau, verdammt schnell. Vorher suchen sie passende Helme aus. Der Sohn hätte lieber den roten Roller da gehabt. Die Signora probiert die Zündung des Roten, um nach der Tanknadel

zu sehen. Dieser Helm ist dem Sohn aber zu klein! Più grande? fragt die Signora mit Blick wieder zum Tank. Der ist leider fast leer. Schade, der Rote hätte ihm gefallen. Das wiederum gefällt der Signora. Sie findet den Jungen jetzt molto simpatico. Der zweite Helm passt. Jetzt ist er selber dran. Ihm passt auf Anhieb der erste Helm. Wie lange sie unterwegs sein wollen, will die Signora wissen. Er sagt: Den Personalausweis habe er im Hotel vergessen. Sie sagt: Der Führerschein reicht. Gegen drei wollen sie wieder zurück sein, erklärt er, und fragt, ob der Roller ein Automatikgetriebe hat. Alles automatisch, gibt sie zu verstehen. Beim Starten ist der linke Bremsgriff zu ziehen. Sie sitzen jetzt drauf. Der gelbe Knopf startet den Motor. Und Achtung: nicht zuviel Gas! Gerade beim Anfahren... Aber auch nicht zu wenig! Avanti! Er hört sie noch rufen. Und alles auf Italienisch.

Das Continental ist die kleinere Schwester des Imperial. Es hat weniger Sterne, weniger Stil, aber liegt näher zum Meer. Es gibt kaum ein Hotel hier herum, das einen schöneren Park vorzuweisen hat. Man geht auf feinem Kies und sitzt auf Teakholzbänken unter Palmen, Pinien und Akazien. Ein grüner Balkon mit Blick aufs Meer. Dem Sohn gefällt die Aussicht. Auf den Felsen zu Füßen des Balkons stehen die Sonnenliegen. Von hier oben: blaue Akkuratessa. Ordnungsliebe, die fast übertrieben wirkt. Er denkt: Gleiche Sicht für alle; dem Meer und der wärmenden Sonne entgegen.

Warum er immerzu schreibe, will der Sohn von ihm wissen. Er schreibe, weil er nur so besser würde. Er wolle besser schreiben und schreibe deshalb viel. (Dabei schreibt er etwas in sein Notizbuch) Wie viele dieser kleinen Bücher es schon gäbe? Er weiß es selber nicht mehr so genau. Sie blättern gemeinsam zum Anfang des Büchleins zurück. Es ist das Siebte. Vorne hat er einen Stempel reingemacht. Name, Adresse, Telefon. (Angaben bei Verlust für den Finder) Darüber in Handschrift die Zahl 7. Jedes dieser kleinen Bücher hat etwa zweihundert Seiten. Format DIN A6; also Postkartengröße; die Seiten liniert. Meistenfalls mit Bleistift beschrieben.

Er sagt noch: Von Worten kann man keine Fotos machen.

Er ist jetzt 43. Der Sohn 11. Die Mutter war (ist) Grafikerin. Sie sind geschieden. Sie ist auf Urlaub in der Provence.

Sie verlassen die Mole. Er soll seine Sonnenbrille nicht vergessen. Sunglasses, sagt der Sohn. Er übersetzt: Sohn-Gläser. Sie lachen beide.

Entweder, wenn er groß ist, würde er Freizeitparkleiter oder Spielkonsolenerfinder oder Gnocchi-Esser. Italien ist das Land des guten Essens, sagt er, und putzt seinen Gnocchi-Teller mit einem Stück Weißbrot blank. Leons Speisen um die Welt, sagt er noch. In Italien finge er an.

Sie sitzt am Nachbartisch. Sie ist mit ihren Eltern (Schwiegereltern?) da. Sie ist selber Mutter. Ein Kleinkind, ein Baby auf dem Schoß. Die Familie spricht französisch. Als der Kellner kommt, spricht sie englisch mit ihm, weil der Vater, der bestellen will, italienisch nicht beherrscht. Sie bestellt für alle. Sehr sicher. Dabei wirkt sie irgendwie zerbrechlich auf ihn. Nein, zerbrechlich ist das falsche Wort. Sie sieht französisch aus. Wie eine französische Katze. Er weiß nicht, wie eine französische Katze aussieht. Ihre Augen fallen auf, die etwas zu weit auseinander stehen. Aber das macht ihm nichts aus. Er sieht ein glattes, sonnengebräuntes Gesicht. Dunkle Augenbrauen, dunkle Augen, kastanienbraunes, glänzendes Haar, das ihre Schultern umspielt. Sie ist schön. Offensichtlich nahtlos braun. Ein paar Mal sieht sie auf. Dann heben sich die Lider. Wie die einer Puppe, denkt er. Er sieht sie länger an. Was sie bemerkt.

Santa Margherita Ligure, Pizza Margherita Ligure; und danach noch ein Eis, per favore! Un gelato al yoghurt e fragola. Grazie! Worte, die nach etwas schmecken. Scusi, signora! Un'altra spremuta d'arancia. Na, das geht ja schon ganz flüssig über die Lippen. Probier mal das: Spaghetti ai frutti di mare, Gnocchi al pomodoro, Trofie al pesto. So geht das den ganzen Tag. Und dann wieder la dolce vita am Morgen: due brioche con marmelata, cappuccino, zucchero; Grazie! Prego! Ich kann noch was essen. Dann bestell dir mal selbst. Nimm den Mund ruhig noch mal ordentlich voll!

Salzig auf der Zunge. Der Sohn kommt vom Baden. Die Strände sind fast alle in fester Hand von Bagnioleros. Man kann für teures Geld Sonnenschirme und Liegen mieten. Mezzo giorno? fragt er. Mezzo giorno geht nicht. Nur ganzer Tag. Es kostet im CENTRAL BAGNI! Morgen wollen sie einen Badeplatz finden, wo es nichts kostet. Der Sohn sagt:

Irgendwas müsste man im Wasser tun können. Ein Zeichen von Langeweile. Er schlägt was vor: Mit dem Boot nach Portofino fahren, schattiges Plätzchen suchen, Füße ins Wasser halten. Beim Frühstück um zehn waren es schon 33 Grad.

Er sieht nach dem Sohn, der zur Badeinsel schwimmt. Wenn er im Wasser ist, kann er sich kaum aufs Schreiben konzentrieren. Wenn er auf der Badeinsel steht, kann er ihn an den Shorts erkenne. Er macht Kopfsprünge, taucht auf, klettert erneut auf die Kunstinsel. Er schwimmt wie ein Hund. Wenn er wieder zurückschwimmt zum Badesteg, muss er ihn im Auge behalten.

Wie kommt es, dass er jede neue Reise mit Abstand betrachtet? Es hat mit dem Schreiben zu tun, erklärt er sich selbst. Er, mitten drin, tritt heraus aus dem Bild. Er braucht diese Distanz, um beschreiben zu können. Denen, die später seine Texte lesen, wird es, so hofft er, anders ergehen. Er hofft, dass sie in seine Bilder eintauchen werden. Er will sich Mühe geben.

Essen am Mittag: Mozzarella, Pomodoro, Tonno. Der Sohn: Panini con Tonno. Das Essen ist mäßig. Die Bedienung freundlich. Der Platz schattig. Es geht ein leichter Wind. Sehr angenehm. Er wusste nicht, dass der Sohn gerne Thunfisch ist. Er trinkt einen Wein des Hauses. Weißwein, sehr trocken. Der Sohn: Coca Cola light. Er will abnehmen; weil pummelig. Er kann gar nicht glauben, dass er als kleines Kind mal dünn gewesen ist. Zum Nachtsch: Un gelato al limon für den Sohn. Er trinkt einen Espresso mit Milch; macchiato. Caffé Tubino ist hier am meisten verbreitet. Natürlich ist auch Illy nicht zu übersehen; auch Lavazza wird getrunken, wie überall in Italien; in halb Europa. Er denkt an Paolo Conte, den Sänger, der das Zitroneneis besingt.

Reisen ist etwas, dass ihn an sie erinnert. Sie waren gemeinsam viel unterwegs. Er denkt an L., an die Frau, mit der er lange Zeit zusammen war. Das Reisen erinnert ihn an sie. Es lässt sich einfach nicht vermeiden. Sie reist jetzt ohne ihn: Dubrovnik, Malta. Eine Freundin ist dabei. Sie schreibt: Alleine unterwegs sein, traue sie sich noch nicht. Nur nach Frankreich, wo der Onkel ein Schloss besitzt, reist sie allein. Sie ist jetzt 27; arbeitet an der Universität. Ein kleiner Lehrauftrag, wie sie selber sagt. Das erste selbstverdiente Geld. Sie kann sich endlich ganz allein versorgen. Sie fragt sich, warum ihr das so wichtig ist. Er freut sich für sie. Sie plant, eine größere Wohnung zu mieten. Mit einem separaten Arbeitszimmer, wie er eines hat. Das Diplom hat sie mit eins gemacht; insofern ist die Förderung berechtigt, die sie erhält. Sie zweifelt mal wieder daran. Er will ihr bald wieder schreiben. Er wird nicht jünger. Er freut sich schon darauf.

Dieser Satz in ihrem vorletzten Brief: Er solle nicht auf sie warten, sie sei noch lange unterwegs. Ein guter Satz aus Schriftstellersicht. Als Empfänger des Briefes ist er natürlich betroffen. Er ist kein junger Bursche mehr; insofern geduldig. Aber...

Er kennt ihr Geburtsdatum sein Jahren genau. Gemeinsame Reiseerfahrung. Das Hotel auf der Insel. Das Zimmer mit dem Safe. Er, der die Zahlen nicht liebt, soll sich die Kombination des Zimmersafes merken. Sie hat ihr Geburtsdatum eingestellt.

Die Handgelenke schmerzen. Er ist vor Tagen mit dem Fahrrad gestürzt; nichts gebrochen, aber verstaucht. Er kann die blauen Flecke zählen, wenn er seine Arme und Beine besieht.

Sein Ungeschick mit der italienischen Sprache. Er würde gerne besser sprechen können. Es reicht gerade so für die Bestellung im Restaurant oder ähnliche Situationen. Amerikaner, die es hier gibt, sprechen überhaupt kein Italienisch.

Ist Geduld ein Zeichen von Alterung?

Er hat ein Buch geschrieben. Wenn man ihn danach fragt, ist es ihm peinlich. Immerzu die Frage, um was es da geht. Wieso ist es ihm peinlich? Mit der Zeit, lernt er darüber zu sprechen. Er will Erfolg haben, und kein Hochstapler sein. Darüber sprechen, bevor es erscheint, könnte ihm Unglück bringen. Wieso jetzt Aberglaube? Wenn man ihn nicht fragt, spricht er nicht davon. Er findet gleichzeitig, er habe Anerkennung verdient. Er weiß, dass es nicht genügt, eines

geschrieben zu haben.

Zu ihrem Zimmer gehört eine kleine Terrasse; mehr ein Innenhof, ein Verbindungsweg zwischen dem Haupthaus und dem höher liegenden Gebäude. Aus ihrem Zimmer führen zwei Stufen in den Hof. Terrasse sagt er, weil Tische und Stühle darauf stehen. Rundherum Steinmauern, Vorsprünge, auf denen Stauden wachsen. Viele davon in Blüte. Nach dem Abendessen kehren sie hierher zurück. Sie nehmen an einem der Tische Platz und er liest vor. Eine Lesestunde vor dem Schlafengehen.

Er versäumt nicht, ihm das Denkmal von Christof Columbus zu zeigen, das unmittelbar vor der Stazione Principe steht. (Zu klären wäre, warum vor dem Bahnhof und nicht am Hafen, am Meer...)

Wenn sie hier und da stehen bleiben, um Fotos zu machen, fotografiert er meist den Sohn. Wozu nur Steine fotografieren, die morgen und übermorgen auch noch da sein werden? Vom Bahnhof zur Altstadt runter kommen sie an der Universität vorbei, wo der Sohn, gerade erst angekommen, über Kopfschmerzen klagt. Sie suchen und finden das Café Mangini. Zum Frühstück: Cappuccino, Spremuta d'aranica, ferner drei mit Aprikosenmarmelade gefüllte Brioche. Genua an einem Mittwoch im Juli gegen zehn; Ende Via Roma an der Piazza Corvetto, im Jahre 2002.

Darf er der Mutter eine SMS schicken? Selbstverständlich darf er. Warum denn nicht? Er fragt immer. Er erlaubt immer.

Sie gehen in das Meeresaquarium, wo der Sohn einen Rochen streichelt. Er fotografiert. Am Eingang und Ausgang: Bettler. Er habe nirgends so viele gesehen, wie hier. Anschließend Besichtigung der Neptun. Dem Schiff, das eigens für einen Polanski-Film gebaut worden ist – ein Piratenschiff ganz aus Holz. Es riecht nach Holz. Er liest dem Sohn und sich einen Prospekttext vor: Angaben zu Länge, Breite, Geschwindigkeit, Bauzeit, Tiefgang, Gewicht, Kosten u.s.w.

Er sagt fast nie: Das weiß ich nicht. Stattdessen sagte er: Das ist eine gute Frage. Er versucht auf alle Fragen des Sohnes eine Antwort zu finden. Er weiß nicht wenig. Leidet jedoch ob seiner Unwissenheit.

Das man jemand sein kann, der man nicht ist, und trotzdem man selbst bleibt, ist eine neue Erfahrung für ihn. Zum Beispiel einen Schriftsteller spielen, auch wenn man es de facto überhaupt noch nicht ist. (sich aber so fühlt)

Salziger Sommerschweiß. In Schweiß gebadet. Und einmal den kleinen Arm im Acquario, wo er den Rochen streichelt. DO NOT TOUCH HIS EYES. A SHORT TOUCH IS BETTER THAN A LONG. Man müsste ein zweites Schild aufstellen; Text: Bitte berühren. Eltern freuen sich mit ihren Kindern.

Auf der Treppe vor dem Palazzo Ducale legen sie einen neuen Film in die Kamera ein. Eben wollten sie die Dogenkapelle betreten. Kurzhosenträgern wird aber der Eintritt verweigert. Er macht ein Foto von dem Sohn, der vor dem Eingang steht und auf das Verbotsschild zeigt. Er lacht. Dieses Verbotsschild! Kein Text. Bilder sind international. Ob dieses Verbot nur in Italien gilt? will er wissen. Auch in Spanien, erklärt er dem Sohn, in allen katholischen Ländern. Warum es verboten ist? Weil nackte Haut in den Augen der Kirche Sünde ist. Warum es Sünde ist? Da müsste man bei Adam und Eva anfangen.

Auch mit Plan gibt einem die Altstadt Rätsel auf. Wo man gerade ist, weiß man nie so genau.

26. Juli 2002; er liest eigentlich keine Horoskope/Schütze, 23. NOV. BIS 2. DEZ. – Ihre Aussichten in der Woche vom 28. Juli bis 3. August 2002 – Suchen Sie weiter, und bleiben Sie auf dem laufenden. Denn Plätze, die alle ihre Träume erfüllen, sind knapp.

Es gilt zu sehen, ob er es so antrifft, wie erwartet. Sie kommen mit dem Taxi. Ein aufziehendes Gewitter hat die See unruhig gemacht, und die Fährlleute beunruhigt. Kein Boot mehr, und der nächste Bus erst in einer Viertelstunde.

Übrigens regnet es. Es scheint, dass niemanden das wirklich interessiert. Piazza Vittorio Veneto. Die Taxen sind weiß. Der Regen ist warm. Der Fahrer, ein älterer, der etwas entfernt bei seinen Kollegen steht, kommt gelaufen. Sie steigen hinten ein. Viel teurer als das Boot kann auch die Fahrt mit dem Taxi nicht sein. Links ist das Meer zu sehen. Rechte Hand das Miramare. Das Meer ist bleigrau. Das Miramare leuchtend weiß. Über dem Wasser zucken die Blitze. Autos und Motorräder fahren mit Licht. Die Straße windet sich in vielen, engen Kurven um die Felsen herum. Vor den Kurven wird von der Hupe Gebrauch gemacht. PUNTA BAGNO DELLE DONNE, PUNTA DELL' AGO, PUNTA PEDALE, PUNTA DELLA CERVARA. Dann die Einbuchtung von Parragi. Eine Sache von sechzig Sekunden vielleicht und gegenüber dann, sehr exponiert, das Castello di Parragi. Un affitto de B..., sagt der Fahrer nach hinten. – Hat er da eben den Namen Berlusconi gehört? Die Straße steigt jetzt an. Strada Statale SS. n. 227. In der Kurve die PUNTA CAIECA; und da geht's die Straße zum Splendido hinauf. Best Hotel of Portofino, hört er den Fahrer sagen, der kurvt und hupt. Jetzt wird es aber wirklich eng...

Portofino – Versuch einer wörtlichen Übersetzung: Porto al fino, Hafen am Ende. Man fragt sich, was danach noch kommen soll: Alles erreicht? Reich ist, wer hier vor Anker liegt.

Versuch einer freien Übersetzung: Portofino – an der Spitze einer Landzunge gelegen. Mit der Zungenspitze schmeckt man am besten „süß“. Die Spitze, die das süße Leben schmeckt.

Noch ein Versuch: Portofino – ein Luxusprodukt italienischer Lebensart. Man schlüpft hinein in lässige Eleganz, und stellt doch fest, dass das gute Stück einem mindestens zwei Nummern zu groß ist.

Vierter Versuch: Portofino – ein Ort, den man malerisch nennt. Man weiß nie, ob die vielen Bilder, die nach dem Ort gemalt sind, wirklich nach dem Ort gemalt sind oder ob der Ort nach den vielen Gemälden gebaut worden ist.

Letzter Versuch: Portofino – Ein Ort, aus der Zeit gefallen. Ein aus der Mode gekommener Ort. Ein Ort parfümierter Gespräche und gedrechselter Komplimente. Die, die Urlaub haben, warten auf die, die Geld haben. Sonst passiert eigentlich nichts.

Sitzen, dass man nicht ins Schwitzen kommt. Und sehen, was vorbeikommt. Manche sehen aus, als hätten sie in Schokolade gebadet. Er selbst hat nicht mehr den Ehrgeiz in einer Woche oder in zweien am ganzen Körper gleichmäßig braun zu werden.

Sie verkaufen das Wasser in kleinen Flaschen. Jetzt also auch noch das Wasser. ACQUA DI PORTOFINO.

Direkt um die Ecke bei ihrem Hotel werden Autos von Blech- und Lackschäden kuriert, werden Settecento-Stühle aufgepolstert; werden Fensterläden von alter Farbe befreit, geschliffen, lackiert; werden caffés in der Bar getrunken; übrigens auch von den Carabinieri.

Unten die Blaue Stunde aus Meer und Stadt, wohingegen man hier oben zwischen Olivenbäumen geht. Man kann auch weiter ins Land hinein sehen, wenn man sich nur dreht. Man kann hinter bewaldeten Hügeln baumlose Berge sehen. Man kann Ansammlungen von Häusern erkennen. Man könnte noch ewig so gehen; zwischen Himmelsazur und Meeresblau. Man könnte noch weiter den Zikaden zuhören.

Man sieht auf blanken Steinboden und auf blanke katholische Pracht. Man verschafft sich einen Einblick, indem man als Standort den Eingang wählt. Man sieht auf die Hinterköpfe, meistens grau. Man sieht auf prunkvolle Lüster, auf heiligen Schein. Weiter vorn kann man den Prediger sehen. Man kann sich vorstellen, was er da spricht. Er spricht mit Nachdruck in ein Mikrofon. Er gibt einen Dauerregen an Worten ab. Ein warmer Landregen, der die Gemeinde nicht zu erfrischen vermag. Draußen kann man auf der breiten Steintreppe sitzen, die mit Kieselsteinen gepflastert ist, die irgendein Muster ergeben. Man kann auf das Meer hinunter sehen und sich gänzlich der Blauen Stunde hingeben. Man kann die Lichter der Stadt betrachten und weiter der Stimme des Priesters lauschen. Man kann, auch wenn man weiterhin auf das Meer dort unten sieht, das Bild des Priesters vor sich sehen, der kaum einmal aufschaut, während er

spricht.

Wieder sein Verdruss über das Nicht-Beherrschen der Sprache. Liedertexte aus dem Radio, ein belauschtes Gespräch am Nachbartisch, Botschaften auf Werbeplakaten; selbst, wenn ihm einzelne Worte bekannt sind, kann er den Gesamtsinn nicht immer erfassen. Er empfindet seinen Zustand als Behinderung. Wie ein Behinderter kommt er sich vor, weil ihm die Worte fehlen. Was er versteht, hat er sich fast alles selbst beigebracht: ein belauschtes Gespräch am Nachbartisch, Liedertexte aus dem Radio, Botschaften auf Werbeplakaten.

Sein Verdruss über die schlechte Verdauung.

Weiter sein Verdruss über die Schwüle.

Weiter sein Verdruss über die schweren Koffer.

Weiter sein Verdruss über den Verdruss und die Erkenntnis, dass nur Schreiben hilft.

Botschaft auf Werbeplakat: (ITALCAFFÈ) DUE MINUTI SPESI BENE A CASA E AL BAR. Zwei gut verbrachte Minuten zu Hause und in der Bar. – Na, bitte, es geht doch.

Er dagegen ist schon um fünf Uhr morgens wach. Was kann man tun im fahrenden Zug? Schreiben zum Beispiel oder den Sohn zudecken, der sich mal wieder freigestrampelt hat.

Geschrieben von in Weite Welt um 19:57

Donnerstag, 4. Januar 2007

Wo bist du gerade?

In Gedanken verreist. Nicht verloren. An was denkst du gerade? An einen anderen Ort. Nicht an einen anderen Menschen. Die Abstände zwischen physisch vollzogenen Reisen sind oft sehr groß und meist viel zu lang. So reise ich in Gedanken. Und zwar nicht nur an andere Orte, sondern auch als andere Persönlichkeit, in eine andere Zeit. Bei Reisen und Ausflügen in Gedanken ist alles erlaubt. Wenn einem das erstmal bewusst wird, dann können solche Reisen richtig anstrengend und intensiv wirken. Denn der Anspruch an die Ausflüge entlang den Synapsen steigt. Wo man früher noch mal am Strand lag, gesellen sich jetzt ganze Erlebniswelten dazu. Meist ausgelöst durch kleine Impulse. Ein Bild, ein Artikel, ein Film oder nur eine Geschichte, die man gehört hat. So über den Tag bleibt viel Zeit, sich diesen Ausflügen gebührend zu widmen. Das Schöne: Man kann diese auch einfach unterbrechen und dann wieder fortsetzen. Man kann jeden mitnehmen und was noch schöner ist: zu Hause lassen. Die schönste Welt ist die im Kopf. Den nur die ist so, wie man es sich wünscht. Perfekt oder voller Katastrophen, die zum Glück immer glücklich ausgehen. Deshalb trifft man mich auch tagsüber in Gedanken oft an anderen Orten, in einer meiner Welten an.
(Foto: Peter von Felbert)

Geschrieben von Christof Hintze in Weite Welt um 07:01

Mittwoch, 20. Dezember 2006

Buffalo

In Ilanz überqueren wir den Vorderrhein. Wir lesen: 20 km Vals. Es schneit unglaublich fein. Die Bäume, es sind Tannen, sind als solche bald nicht mehr erkennbar. Ihre Konturen heben sich gegenseitig auf. Dahinter der Hintergrund, der aber gegen den Vordergrund kaum mehr auszumachen ist. Der Wald, der Berg, die Schlucht – alles beginnt imaginär zu werden. Das Reale, verdammt Reale, ist die Straße, und ich fühle wie diese Straße die Welt um uns herum vergessen macht. Wir sind gewarnt. Einige Male schon schlingerte der Wagen bedenklich hin und her. Die Straße führt uns immer fort durch Tannenwald. Ich sehe die Bäume. Sie sind groß, und so dicht an der Straße stehend kommen sie mir jetzt noch größer vor. Ein Schleier aus Schnee verbindet die Bäume über die Straße hinweg. Die Straße war frei gewesen. Die Glätte verbirgt sich jetzt unter dem neufallenden Schnee. Ich vermeide es, allzu schnell zu fahren. Ganz allmählich legt sich die Dunkelheit über den Wald und über die Straße und über den Talgrund rechts der Straße und über den darin fließenden Valserrhein. Das, was vom Tageslicht übrig geblieben ist, verwandelt die Welt. Verzaubert schön der Weg, der vor uns liegt, die Bäume schemenhaft, und der im Scheinwerferlicht gelblich aufleuchtende Schnee. Die Schönheit der Straße steht im Kontrast zu den Schwierigkeiten, die wir mit ihr haben. Ki fürchtet sich und hält ihren Sitz fest umklammert. Die Langsamkeit talwärts fahrender Wagen zeigt mir jedes Mal die Vorsicht ihrer Fahrer an; und die greller werdenden Lichter aus dem Nichts, die wachsende Dunkelheit. Aber Wagen kommen nur selten das Tal herab. Dann Tanz der Flocken im Scheinwerferlicht. Kratzspuren auf vergilbter Fotografie. Aber es sind keine Kratzer und es ist keine Fotografie. Vor uns ein vollkommen irdischer Weg. Ein Licht aber auch, als ob dieses Stück Welt jeden Moment von der Bildfläche verschwinden könnte. Hinter uns schon Dunkelheit. Nirgends das Licht eines uns nachfolgenden Fahrzeugs. Ich versuche ein Gefühl für die Strecke zu bekommen. Die Straße ist ganz unterschiedlich breit. Die engten Stücke führen um Bergnasen herum oder über Einschnitte im Fels, über die man schmale Brücken, mal aus Holz mal aus Stein, gebaut hat. Der Weg führt keinesfalls ständig hinauf. Die Linke am Steuer, die Rechte am Schalthebel, immer bereit die Automatik auf den nächst kleineren Gang zu tippen und den Motor für uns bremsen zu lassen – je nachdem wie abschüssig die Passage gerade ist – versuche ich die Kontrolle über mich und den Wagen zu behalten. So gehen ganz lange Sekunden vorbei. Mir kommt es vor, als bewegten wir uns gerade noch wie eine Schildkröte, die sich nur einmal in der Stunde regt. Und noch zehn Minuten bis Buffalo. Meine Gedanken haben sich inzwischen selbständig gemacht; gehen rückwärts, während wir uns nach vorne quälen. Schon spielen sie mit der Möglichkeit zu wenden; das Heck voran den Berg hinauf. Oder den Rückzug antreten und es mit neuem Schwung versuchen. Sehen, hören, sagen, denken. Alles zur gleichen Zeit. Um uns herum weiter lange nichts. Das Nichts ist die Dunkelheit, in dem ein erleuchtetes Haus am Straßenrand schon zum Ereignis wird. Mein Kopf assoziiert: Haus – Häuser – Dorf. So eilen meine Gedanken voraus: ganz weit hinten im Tal, da wo diese Straße ein Ende haben wird – das ich mir im Stillen rascher herbei wünsche – dort soll es ein Dorf namens Vals geben, dem ein berühmter Architekt ein Felsenbad entworfen hat, das diesem unscheinbaren Graubündner Flecken zu einem in aller Welt leuchtenden Ansehen verhilft; eine Vision während ich gleichzeitig mit der Straße bemüht bin. Minütlich versichere ich mir, dass unser Wagen auf Winterreifen fährt. Wiege mich in Sicherheit. Ki mag nicht in die Schlucht hinunter blicken; tut es aber doch. Ich kann nicht sagen, was sie sieht. Vielleicht nichts. Sie sagt nichts. Ich sage, dass es besser gehen würde mit Vorderradantrieb, als unser Wagen wieder und wieder auszubrechen droht. Ich versuche eine bessere Spur zu finden. Eine Spur, die mehr Halt geben würde. Ich halte nach links auf den Berg zu, weil ich dunkle Rinnen, Fahrspuren ausmachen kann. Vielleicht die Straße, der Asphalt, vielleicht Splitt. So schlingern wir weiter. Immer ein paar Meter weiter hinauf. Mir kommt es so vor, als sei es fast sinnlos. Viel zu glatt. Es ist nicht zu verleugnen, dass wir immer langsamer werden. Und als ob Worte helfen würden, sagen wir: Komm! Komm! Weiter! Noch ein Stück! Weiter! Weiter! Weiter! Bis zum nächsten Tunnel, zur nächsten Galerie! Zum nächsten schneefreien Stück! Komm! Komm! Das wird knapp! Um immer drehen die Räder durch. Die Kraft, die nicht nach vorne treiben kann – sie drückt das Heck zur Seite weg. Die Nadel des Tourenmessers – sie fährt bei jedem Druck aufs Gaspedal wie erschrocken hoch und fällt im nächsten Augenblick, ohne Pedaldruck, jäh zurück. Jetzt vor uns, fest im Blick, der Tunneleingang. Nur wenige Meter fehlen uns noch. Das wird knapp, sage ich. Komm! Komm! Und immer drehen die Räder durch. Man könnte auch wirklich verrückt werden dabei. Und noch fünf Minuten bis Buffalo. Doch jetzt geht alles ganz schnell: Ich sehe die Distanz sich verringern. Ich höre den Motor sich quälen. Ich sage unsere Komm-Weiter-Komm-Beschwörungsformel noch einmal auf. – – – Und eben kommt einer aus dem Tunnel heraus, und wir gerade noch hinein, und unter uns endlich fester Grund, und die Kraft, die uns nach vorne schießt. – – – Dieses Mal war es nicht das Ende des Tunnels, denke ich. Es war der Anfang. Geschafft, sagen wir froh; heilfroh. Dann, im Tunnel, nehmen wir noch einigen Schwung. Es kommt mir wie ganz tief durchatmen vor. Wir brauchen Anlauf für das letzte Stück Weg. Den letzten Anstieg vor dem Ziel. Noch zweimal um Kehren herum. Zwei letzte Minuten bis Buffalo...

Geschrieben von in Weite Welt um 20:06

Donnerstag, 14. Dezember 2006

Urlaub - 5 Jahre ohne Heimweh

Es war Januar 2002. Der letzte echte Urlaub. 3 Wochen am Arsch der Welt. Sandstrand unter mir. Blaues Meer vor mir. Urwald hinter mir. Der Chardonnay nur einige Meter entfernt. Ein völlig cooler, aber abgefuckter Jeep. Sonnenbrille auf. Gut geölt. Und der einzige Gedanke, der einem durch den Kopf geht ist: ...?! Habe ich vergessen.

Dann kommt eine Reihe von unglücklichen Umständen und überglücklichen Umständen, die es wieder und wieder verhindern, mal die Seele am anderen Ende der Welt baumeln zu lassen. Die Zeit verrinnt im Sprint. Im Januar 2007 sind es 5 Jahre. Verrückt. Nicht, dass ich etwas wirklich vermisst habe. Zu sehr geht es mir eigentlich gut. Mein Leben ist ein langer Urlaub. So versuche ich zu leben. Versuche. Es gelingt mit zunehmend besser. Urlaubsgefühl hat zwar viel mit einem Ortswechsel zu tun, aber auch mit der Einstellung. Musste ich lernen.

Aber wo mir dieses Bild mal wieder untergekommen ist, habe ich mich daran erinnert, dass ich genau auf dieser Palme lag. Reisen hat eine Menge Vorteile. Der größte ist, dass man alles in aller Ruhe mal aus einer anderen Perspektive betrachten kann. Wichtig und Unwichtig. Wertvoll und Wertlos. Anpacken und loslassen. Angenehm und unangenehm. Und alles andere, was einem wesentlich erscheint. Das alles kann man besser, wenn man den Blick auf alles von einem weit entfernten Ort darauf werfen kann. Distanz ermöglicht ganz andere Einblicke.

Geschrieben von Christof Hintze in Weite Welt um 07:00

Dienstag, 12. Dezember 2006

(Erinnerung) Chiemgau IX (Schluss)

Der letzte Morgen grüßt mit blauem Himmel. Ein letzter Tee, ein letztes Brot. Ein letzter Blick in leere Schränke, unters Bett, in die Kommoden. Ein letzter Blick aus dem Fenster. Ein letzter Blick in ein leeres Zimmer. Ein letztes Wort mit der Wirtin. Ein letztes Streicheln der Katze. Ein letzter Blick auf die Prien, auf Schlossberg und Schloss. Ein letzter Blick auf die vergangenen Tage.

Geschrieben von in Weite Welt um 18:42

(Erinnerung) Chiemgau VIII

Wildenwart heißt die Schlosswirtschaft, die abseits der Touristenpfade im gleichnamigen Weiler liegt. Man kommt hier nicht zufällig vorbei. Wir kamen auf Empfehlung, und sind seitdem immer wieder gekommen. Die Schlosswirtschaft liegt nicht nur abseits der Touristenpfade, sie liegt auch Abseits dessen, was man so mainstream nennt. Wir aßen Zander in Butter gebraten mit Kartoffeln und grünem Salat. Wir saßen auf einer Holzbank und waren die glücklichsten Menschen der Welt. Die Serviererin, eine dralle Dunkelhaarige, bediente uns freundlich. Es war unser letzter Abend und wir waren froh, wieder hergekommen zu sein. Wir saßen an einem Tisch, der nicht der beste war, aber wir saßen in der besten Stube, die wir unter diesem Himmel kannten.

Geschrieben von in Weite Welt um 11:45

Sonntag, 10. Dezember 2006

(Erinnerung) Chiemgau VII

„Der Schnürlregen ist normal hier“, sagte jemand zu uns. „Ist normal in Salzburg.“

„Schnürlregen kenn ich“, sagte ich zu meiner Begleiterin. „Von früher. Als Kind war ich hier in der Nähe immer in den Ferien mit meinen Eltern und mit meiner Schwester.“

„Touristen“, sagte sie, „sind auch normal in Salzburg.“

„Ja, zu viele“, sagte ich.

„Sie nerven.“

„Gefällt dir Salzburg nicht?“

„Ich wäre doch lieber mal nach München gefahren. Wir sind schon dreimal in Salzburg gewesen.“

In der Judengasse blieben wir an einem Schirmgeschäft stehen.

„Ich hätte gerne so einen kleinen von Esprit“, sagte sie.

„Gefallen dir diese hier nicht?“ fragte ich. Ich zeigte auf die Schirme, die in einem Kübel an der Straße vor dem Laden standen. „Oder wir gehen irgendwo rein“, sagte ich, „und warten einfach bis der Regen aufgehört hat.“

„Schnürlregen hört aber nicht auf“, sagte sie.

„Ja, manchmal regnet es hier ein oder zwei Wochen am Stück.“

Die Schirme waren uns alle zu teuer. Das Geld, was man in einen Schirm investiert, könnte man auch in Tee und Mehlspeisen anlegen, sagten wir uns.

Wir flüchteten in einen Buchladen. Es gefiel uns aber nichts, was wir hätten kaufen können. Beim Rausgehen entdeckte ich einen Schirm, der in einem Schirmständer am Ausgang stand. Ich blieb zurück, und überlegte, den Schirm einfach mitzunehmen, konnte aber keinen unbeobachteten Moment erwischen.

Trotz Regen quoll die Gasse über vor Menschen. Wir bummelten weiter ohne Schirm und stießen auf einen hübschen Laden, der köstliche Sachen – Wein, Spirituosen, Pasta, Saucen und alles Mögliche – in seinen Auslagen präsentierte.

„Lass uns doch hier mal reingehen“, sagte ich.

„Sieht gut aus“, sagte sie.

Wir gingen zuerst nach oben. Oben wurden wir von einer Verkäuferin erwartet, die uns die ganze Zeit verfolgte, nachdem wir ihr gesagt hatten, dass wir uns nur mal umschauchen wollten. Der Raum war groß wie ein Saal und wir waren mit der Verkäuferin alleine. Der Holzboden war neu und hart. Jeder Schritt klang wie ein Klopfen. Es gab alles, was es in einem Delikatessengeschäft, in einem Laden für Geschirr, Porzellan, in einem Laden für Küchenwerkzeuge, in einer Weinhandlung, in einer Boutique für kleine und teure Präsente gibt. Nur alles auf einmal. Und die ganze Zeit über war unsere Verfolgerin uns dicht auf den Fersen. Ihr Gesicht entspannte sich erst, als wir uns für einen Flaschenöffner entschieden, der die Form eines Haifisches hatte. Bis zu diesem Augenblick war sie die Museumswärterin gewesen, die in jedem Besucher einen potentiellen Dieb erkennt. Wir wechselten ein paar Unverbindlichkeiten mit ihr und erklärten, dass wir den Flaschenöffner einem Freund mit Haiaphobie schenken würden. Sie nickte, wollte jetzt aber mit uns nach unten zum Zahlen gehen. An der Kasse ließen wir uns das Geschenk einpacken und entschlossen uns, noch eine Kleinigkeit zu essen.

„Nudeln oder eine kleine Vorspeise“, sagte ich, „was hältst du davon?“

„Die haben leckere Vorspeisen hier in der Vitrine“, sagte sie während ich zahlte und eine Visitenkarte einsteckte, auf der, der Name des Ladens stand.

Die Teller wurden uns an einem kleinen, runden Tisch serviert, der im hinteren Bereich des Ladens neben einem zweiten runden Tisch stand, an dem auch Leute saßen. Wir aßen und tranken Chardonnay dazu, und am Schluss noch einen Espresso, der aber nicht der Rede wert war. Es gab auch sehr gute Whiskys und Whiskeys zu kaufen und schottisches Mineralwasser für acht Mark die Flasche. Der Laden hatte sich inzwischen mit Menschen gefüllt, die aus dem Regen kamen und sich neugierig umschauten. Die Museumswärterin erklärte ihnen, dass es oben noch mehr zu sehen gäbe.

Wir blieben in der Judengasse und wurden von einem anderen Laden angelockt. Hinter der gläsernen Theke stand ein schwarz gekleideter Jüngling mit glänzendem, schwarzem Haar, der einen Kunden beriet. Es roch irgendwie orientalisch; nach Perserteppichen, Duftölen und Gewürzen. In einem Glasregal standen kleine Fläschchen mit bunten Flüssigkeiten. Auf den Etiketten standen Namen bekannter und berühmter Parfums.

„Unsere Düfte sind alle ohne Alkohol“, sagte der Jüngling zu uns. „Völlig unbedenklich für die Haut.“

Er griff nach einem Fläschchen, zog den Glasstöpsel ab und tupfte ihr davon auf den Puls am Handgelenk.

„Unsere Düfte sind alle mit Öl gemacht, darum sind sie auch nicht verschraubt, weil kein Alkohol verfliegen kann, und sie sind besser für die Haut. Gefällt Ihnen der Duft? sagte er, als sie an ihrem Handgelenk schnüffelte.“

„Und für Sie vielleicht...“, er griff nach einem zweiten Fläschchen, auf dem Boss zu lesen stand.

Ich roch an meinem Handgelenk und fand es ziemlich stark.

„Kriegen Sie keinen Ärger, wenn Ihre Düfte bekannte Markennamen tragen?“ fragte ich ihn.

„Der Duft bleibt mindestens vierundzwanzig Stunden“, sagte er nur. „Anders als beim Alkohol, der verfliegt.“

Ich versuchte den Jüngling wieder loszuwerden und schaute interessiert auf Gewürze, die in kleinen, weißen Stoffbeuteln, die offen waren, hübsch bunt aussahen.

„Das da ist das teuerste Gewürz, das es gibt“, sagte er und zeigte auf ein Säckchen mit gelbem Pulver.

„Safran“, sagte ich, ohne ihn dabei anzuschauen. Ich fand mich unfreundlich, aber der Jüngling war wie ein schwerer orientalischer, öliger Duft, den ich nicht erst nach vierundzwanzig Stunden wieder loswerden wollte.

Geschrieben von in Weite Welt um 12:44

Mittwoch, 6. Dezember 2006

weite welt 62: flughafen sharm el sheik, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 16:34

weite welt 61: flughafen sharm el sheik, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 16:34

weite welt 60: flughafen sharm el sheik

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 16:32

weite welt 59: flughafen sharm el sheik, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 16:30

Montag, 27. November 2006

weite welt 58: dhl, west theben, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 19:07

Samstag, 25. November 2006

weite welt 59: fussballspiel, theben, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 22:17

weite welt 58: mubarak, theben, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 22:15

Freitag, 24. November 2006

weite welt 57: theben, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 20:08

weite welt 56: theben, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 20:03

weite welt 55: theben, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 20:02

weite welt 54: theben, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 20:01

weite welt 53: theben, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 19:58

weite welt 52: lybische wueste, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 19:01

weite welt 51: lybische wueste, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 18:59

weite welt 50: lybische wueste, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 18:58

weite welt 49: lybische wueste, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 18:57

weite welt 48: lybische wueste, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 18:56

weite welt 47: lybische wueste, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 18:54

weite welt 46: lybische wueste, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 18:51

Donnerstag, 23. November 2006

(Erinnerung) Chiemgau VI

Werner Koslowski, der Küchenchef vom Alpenhof in Frasdorf, entschuldigte sich bei uns: „Tschuldigung, Kinder, aber ich muss wieder in die Küche“. Er redete während er sich im Rückwärtsgang seiner Küche näherte. Er hat zweieinhalb F und eine Art, die man schlitzohrig nennen kann. Wenn nicht mehr.

„Sie hat schöne Augen“, hatte er gesagt und ihr dabei ans Kinn gefasst; einfach so, als wir schon beim Hinausgehen waren.

„Kommt doch noch mal wieder, ihr könnt euch auch ruhig mal an die Bar setzen“, rief er uns hinterher. „Sie kann auch mal alleine kommen“, hatte er noch gesagt und dabei gelacht.

Ich hatte auch gelacht und gedacht, dass mir das mit den schönen Augen schon lange vor ihm aufgefallen war.

„Ganz schön dreist“, hatte sie gesagt, „fasst mir einfach ans Kinn. Der hat an unserem Tisch auch schon dauernd so geglottzt.“

Ich nahm sie bei der Hand. „Der lässt bestimmt nichts anbrennen.“

Geschrieben von in Weite Welt um 19:02

Freitag, 17. November 2006

(Erinnerung) Chiemgau V

In Sachrang saß Frau Spiess vom Gasthof zur Post am Ende einer unendlich langen Diele. Sie saß hinter der Rezeption und telefonierte. In der Diele gleich links stand Ambassador, das Pferd vom Gasthof zur Post, das, so erklärte uns Frau Spiess, für gewöhnlich vor dem Gasthof steht und die Aufmerksamkeit Reisender auf sich zieht, was den Effekt hat, dass sich die Reisenden unwillkürlich vom Gasthof angezogen fühlen. Das Pferd war schwarz und gesattelt, aber unecht, und steht, wie gesagt, eigentlich vor dem Gasthof. Der Gasthof steht in Sachrang seit 1825, Dorfstraße No. 7. Die Straße, die an Sachrang vorbeiführt, kommt von Tirol herüber und verläuft entlang der Prien talwärts, erreicht dort Hohenaschau, passiert den Schlossberg mit dem Schloss Hohenaschau, erreicht den Chiemgau, von wo aus man nach München, nach Salzburg oder nach Norden weiterreist. Die Diele des Posthotels, wie Frau Spiess den Gasthof auch nennt, wärmt der große, weiße Kamin, auf den Ambassador blickt. Ambassador stammt aus dem Elsaß, wo er im Besitz eines Antiquitätenhändlers war. Der Kamin ist nicht antik. Er zieht auch noch nicht wie ein großer, weißer alter Kamin. Ambassador nimmt das gelassen.

Wir waren den Fußweg von Hohenaschau heraufgekommen, an einem kühlen fünfzehnten Mai, ein Tag, an dem sich der Mensch ebenso nach der Sonne reckt, wie die Wiesenblume und das Kraut am Weg. Überhaupt ist es wert, über die Kräuter zu sprechen. Zum Beispiel über den Bärlauch, der unterwegs allgegenwärtig in der Nase war, und den wir abends auf unseren Tellern in einer Quarkcreme wiederfanden. Ebenso den Löwenzahn, der uns als Salatgarnitur an Penne in Mascarpone mohn schmeckte. Hubertus, der Koch, erzählte uns von einer Stelle am Bach, von der er die Brunnenkresse sichelweise holt. Kaum zwanzig Schritte die Dorfstraße hinauf erzählte uns noch ein anderer vom Reichtum der örtlichen Botanik. Peter Hueber, der zwischen 1766 und 1843 in Sachrang lebte, weithin bekannt als der Müllner-Peter von Sachrang, ein Mann mit universellen Interessen und vielseitigen Talenten: Müller, Musiker und Heiltätiger an Mensch und Vieh. Er besaß keine medizinische Ausbildung. Sein Wissen beruhte auf Überlieferungen und eigenen Erfahrungen; seine Behandlungen auf der Kräutermedizin. In seinem Schreibbuch hat er beinahe einhundert Rezepturen notiert. Im Sachranger Heilkräutergarten haben wir die vielen Pflanzen gefunden, die schon zu Lebzeiten des Müllner-Peter im Prialental auf Bergwiesen, in den Feldern, im Wald und in den Bauerngärten wuchsen. Eine Rezeptur Gebliet reinigende Spezies aus Peter Huebers Schreibbuch ließ sich so: Franzosenkraut 4 loth, Sassafras 2 loth, China Wurzel, Sarsaparillen, jedes anderhalb loth, Meertrauben 3 loth, Süßholz 1 loth.

Vor dem Essen tranken wir Sherry und Martini bianco auf Eis mit einer Scheibe Zitrone. Nach dem Essen rauchte sie eine französische Zigarette. Wir ließen uns auch die Zigarren zeigen, entschieden uns aber für einige Whiskys, nichts besonderes, aber sie taten gut, liefen scharf die Speiseröhre hinab und füllten den Magen mit Wärme und die Köpfe mit Bildern. Ob der Müllner-Peter je einen Fuß über die Schwelle des Posthotels gesetzt hat? Ein Menschenleben lang war das Haus Dorfstraße No. 7 Wohnhaus, wusste Frau Spiess zu berichten, hochherrschaftlicher Familiensitz des Freiherren von Cramer, bevor es um 1890 herum für Reisende geöffnet zum Gasthaus wurde. Wenn Peter Hueber das Haus betreten haben sollte, dann also nicht, um dort zu logieren. Aber er hat mit dem Freiherren und dessen Familie zu tun. In unserer Vorstellung kommt dafür nur der Zeitraum zwischen 1825 und 1843 in Betracht. Also die Jahre zwischen der Erbauung des Hauses und dem Tod des Müllner-Peters. Wir nehmen noch einen Schluck aus unseren Gläsern, als Peter Hueber an die Tür des Freiherren klopft. Er könnte von der Herrschaft als Lehrer gerufen worden sein. Als Musiklehrer unterrichtete er im Dorf. Es läge auch nahe, dass er in Person des Müllers Geschäftliches mit seinem Grundherren zu regeln hatte. Oder – was noch näher lag: der Grundherr mit ihm. Vielleicht waren es aber auch seine Kenntnisse als Laienarzt, von welchen man sich im Hause Cramer Hilfe versprach. Die Laienbehandlungen, wie der Müllner-Peter sie praktizierte, waren zwar schon 1808 verboten worden, aber weder die medizinische Versorgung noch der lange Arm des Gesetzes reichten vor zweihundert Jahren bis in die hintersten Winkel des Landes.

Geschrieben von in Weite Welt um 18:49

Donnerstag, 16. November 2006

zeichen 25: the newarkfashionshop, luxor

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 15:59

Mittwoch, 15. November 2006

weite welt 45: luxor tempel, luxor, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 21:00

weite welt 45: west theben

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 20:56

weite welt 45: karnak tempel, luxor, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 20:55

weite welt 44: karnak tempel, luxor, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 20:52

weite welt 43: tal der koenige, west theben, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 20:51

weite welt 42: karnak tempel, luxor, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 20:49

weite welt 41: karnak tempel, luxor, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 20:48

weite welt 40: karnak tempel, luxor, aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 20:46

weite welt 39: luxor aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 20:44

Montag, 13. November 2006

weite welt 38: karnak tempel 8, luxor aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 12:17

weite welt 37: karnak tempel 7, luxor aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 12:09

weite welt 36: karnak tempel 6, luxor aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 12:08

weite welt 35: karnak tempel 5, luxor aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 12:07

weite welt 34: karnak tempel 4, luxor aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 12:06

weite welt 33: karnak tempel 3, luxor aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 12:05

weite welt 32: karnak tempel 2, luxor aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 12:04

weite welt 31: karnak tempel 1, luxor aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 12:02

Sonntag, 12. November 2006

weite welt 32: luxor tempel, luxor aegypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 13:45

Samstag, 11. November 2006

weite welt 31: hosny, portier im hotel winterpalace in luxor

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 15:45

weite welt 30: tea lounge, hotel winterpalace, luxor

in dieser wunderbaren lounge, wird nur tee serviert, kein kaffee, kein bier, keine cola. eigentlich macht das keinen sinn. hat aber was. nebenan gibts noch eine lounge (leider ohne bild), da darf man nur im anzug rein.

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 15:31

weite welt 29: hotel winterpalace, luxor

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 15:26

Freitag, 10. November 2006

weite welt 28: lybische wueste 2

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 15:48

weite welt 27: lybische wueste 1

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 15:44

wo ein wille ist, da gibt es auch internet

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 15:41

Donnerstag, 9. November 2006

(Erinnerung) Chiemgau IV

Ich habe mir einen Schreibplatz unter dem Fenster eingerichtet und das Fenster geöffnet. Auf mein Gesicht legt sich die Frische der nahen Prien. Der Fluss, der rauschend auf der alten Seite des Hauses vorbeischießt, schiebt grollend Steine ins Tal. Die Wiese unter meinem Fenster zeigt vom Regen frisch gewaschen ihr sauberstes Grün. Die hohe Buchenhecke verdeckt den Blick auf die schmale Straße, die dahinterliegt. Der Kies, der um das ganze Haus herum den Boden bedeckt, glänzt und dampft unter der Sonne, die aus einem bleigrauen Himmel scheint. In den Falten des Gebirges liegt noch Schnee. Schafe verraten ihre Anwesenheit durch dunkles Blöken. Es riecht nach viel Regen und manchmal nach Gebratenem aus der Gasthausküche. Fremde nähern sich dem Haus und kommen über den Kies und es knirscht. Die Stimme der Wirtin und das Bellen des Hundes begrüßen die Ankommenden. Ein Traktor dieselt vorbei und der Fahrer ist oberhalb der Buchenhecke zu sehen. Das rote Metall des Traktors blinzelt gleichzeitig durch die dünnbewachsenen Stellen der Hecke hindurch. Die Spitzen der Bäume auf der anderen Seite der Straße biegen sich im Wind und das Rauschen der Blätter ist eins mit dem Rauschen der Prien.

Geschrieben von in Weite Welt um 17:29

Donnerstag, 26. Oktober 2006

Hochzeitspaar Pudong

Geschrieben von in Weite Welt um 20:31

Hafen Shanghai

Geschrieben von in Weite Welt um 20:31

Friseur Zhabai District

Geschrieben von in Weite Welt um 20:24

Wohnsiedlung Zhabai District

Geschrieben von in Weite Welt um 20:23

Volksgarten

Geschrieben von in Weite Welt um 20:22

Volksgarten

Geschrieben von in Weite Welt um 20:19

Golfspieler, Pudong

Geschrieben von in Weite Welt um 20:16

Mittwoch, 25. Oktober 2006

(Erinnerung) Chiemgau III

Die Kellner im Café Tomaselli lassen sich nicht gerne bei ihrer Arbeit stören. Touristen kommen aus dem Regen und schauen betröpfelt, weil sie keinen freien Tisch entdecken. Ein Handy, obwohl verboten, klingelt in der Handtasche einer Dame. Ein älterer Herr setzt sich zu einem anderen älteren Herrn und sie kommen ins Gespräch. Eine Kellnerin geht herum und verkauft den Kuchen direkt vom Tablett. Eine Ehefrau weist ihren Ehemann an, den vorbeifliegenden Kellner einzufangen. Drei Amerikanerinnen, die alle das gleiche Sweatshirt mit Sternenbanner tragen, versuchen die Toilette zu finden. Eine lesende Frau sitzt auf einer Bank in der Ecke und hat einen Vorrat an Zeitungen um sich drapiert, auf hölzerne Rahmen gespannt, und nippt ganz entspannt an ihrem Einspänner. Über die Treppe kommen Touristen herunter, die oben auch keinen Platz gefunden haben. Ein anderer Kellner balanciert Kaffeetassen und Wassergläser, auf deren Rändern kleine Kaffeelöffel liegen, und fordert unachtsame Touristen auf, doch den Weg frei zu machen. Eine andere Kellnerin bestückt ihr Tablett mit Kuchenstücken aus dem Buffet und wird von einem Kollegen angesprochen, der auf eine Gruppe teuer gekleideter Menschen zeigt. Von einem Vierertisch erheben sich die Gäste und überlassen die Stühle einem tropfnassen Touristen, der hektisch seiner Begleitung winkt. Ein Reiseführer sammelt seine Gruppe ein. Ein Japaner versucht mit Händen und Füßen zu zahlen.

Geschrieben von in Weite Welt um 18:52

Freitag, 20. Oktober 2006

(Erinnerung) Chiemgau II

Draußen wechseln sich Regen und Sonne ab. Manchmal passiert auch beides zugleich. Die Sonne scheint auf unseren Tisch, verschwindet wieder. Licht an, Licht aus. Leute kommen herein; fragen, ob man im Garten oder auf der Seeterrasse Kaffee trinken kann. Wir trinken kühlen Sekt. Wir lesen in unseren Büchern, schauen bunte Magazine an. Die Stunden plätscherten dahin. Seit Tagen versuche ich zu schreiben, heute ist endlich wieder so ein Tag. Nach dem Frühstück lassen wir den Ausflug nach Prien ins Wasser fallen. Stattdessen setzen wir uns in die Klosterstube; lassen in Seeon die Zeit vergehen. Ich lese, dass Mozart auch ein häufiger Gast im Kloster gewesen sein soll. In der Klosterkirche von Seeon, lese ich weiter, erklangen erstmals am 21. März 1767 zum Feste des Ordenspatrons St. Benedictus und dann am 24. Juni 1771 zum Feste St. Johannis des Täufers seine Offertorien Scande coeli limina und Internatos mulierum. Draußen geht mal wieder ein Schauer nieder. Vielleicht wird auch ein Gewitter draus.

Geschrieben von in Weite Welt um 18:22

Mittwoch, 18. Oktober 2006

(Erinnerung) Chiemgau I

Ein kleiner runder Tisch. Sieben Stühle drumherum. Ein Apfelbaum, der seine Äste weit ausladend über jeden hält, der sich zu ihm setzt. Wind kommt auf. In der Ferne, über dem See, beginnt es zu donnern. Die Berge verschwinden im Grau, werden eins mit dem Himmel. Wespen schwirren um unser Bier. Die Sturmwarnlampen am Ufer des Sees blinken schneller. Ein letztes Segelboot hat es eilig, den Hafen zu erreichen. Die Luft wird kühler. Autos, die über die Seeuferstraße kommen, fahren mit Licht. Noch kein Regen. Stare haben sich in einen benachbarten Birnbaum niedergelassen. Aus dem Stall hört man die Kühe nervös mit den Ketten rasseln. Ein Surfer hat sich noch mal auf den See getraut. Wahrscheinlich ein Einheimischer oder ein Verrückter. Vom Chiemsee weiß man, daß er bei Sturm zu fürchten ist. Die ersten Tropfen fallen. Noch schützt das Blätterdach des Apfelbaums. Eine schwarze Katze schleicht durch die Wiese. Ein Kahn mit einem Menschen drauf ist auf dem See zu sehen. Vielleicht ein Fischer. Es gibt viele Fischer am See. Sie heißen Lex oder Wörndl oder Moser und beliefern die Gasthöfe und Wirtschaften der Umgebung. Mücken tanzen vor unseren Augen. Dahinter ist ganz allmähig wieder die Bergkette der Chiemgauer Alpen zu erkennen. Der Himmel zeigt fleckenweise Blau. Wir haben unseren Platz unter dem Apfelbaum nicht verlassen müssen. Die Kinder kommen wieder heraus zum Spielen. Die Katze kommt zurück von ihrem Jagdausflug.

Geschrieben von in Weite Welt um 20:39

Samstag, 7. Oktober 2006

Hinterm Bischofshof

Ein Hotelzimmer erobert man immer so. Verstaubt seine Sachen in Schränke und Schubladen. Das Zimmer ist schließlich belegt. Zufrieden schaut man zum Fenster hinaus. Der Blick geht diesmal aber nach hinten raus. Man sieht auf eine Wand. Am Fuß der Wand ein Holzverschlag; schuppiges Dach, auf dem Gras wächst und Moos. Auf manchen Schindeln liegt alter, schmutziger Schnee.

So nah bei einer Kirche hatte er noch nie gewohnt. Viel zu nah, als das er den Körper als Ganzes begriff. Von seinem Zimmer aus gesehen war alles nur Wand. Wer hatte die Kirche so dicht an das Haus gebaut? Oder wer hatte das Haus so dicht an die Kirche gesetzt? Das lag schon so lange zurück, dass beide wie verwachsen waren.

Dazwischen der Verschlag. Man sieht die Tür des Verschlages, die offen steht. Das Innere, in dem es fast dunkel ist. Eine Schubkarre ist das, was man gerade noch sieht. Sähe man die Schubkarre nicht mit der Zinkwanne, die aussieht wie neu, wäre alles nur Vergangenheit.

Kein Himmel ist zu sehen. Alles ist Wand. Als hätte man das Haus vor die Flanke eines steilen Berges gefügt. Auch das Licht fällt von weit oben wie in eine Felsspalte hinein. Bis es hier unten angekommen ist, hat es zuviel an Strahlkraft verloren, dass es nicht reicht, die Stimmung hier unten zu erhellen. Das Leben – nur feuchtes Moos und nasser Schnee. Dazwischen spärliches Grün gegen gewaltiges Grau.

Dass es doch eine Kirche war, kein Fels, das lag am Glockenspiel. Es schwebte wie ein leichtes Lüftchen heran und ließ sich in dieser Unterwelt nieder. Aber fangen ließ es sich nicht. Es setzte hier und da ein paar helle Töne ab, bevor es sofort wieder verflog. Ein bunter Schmetterling, der sich verflogen hatte.

Die Wand ist nicht glatt. Sie steigt in vielen Formen zum Himmel empor. Sie hat Falten und Runzeln, Narben und Warzen, Furchen und Spalten. Sie tritt hervor und zieht sich an anderer Stelle zurück. Auf den Vorsprüngen hocken tierische Gestalten. Affenköpfe, Hundsmäuler, Teufelsfratzen. Sie sind dem Grund der Felsenwelt entstieg. Sie kamen gekrochen, geflattert, gesprungen. Einmal niedergehockt, waren sie nie wieder aufgestanden.

Jetzt sitzen sie zum Sprung bereit. Wer soll sich vor ihnen fürchten?

Man hätte es in diesem Hotel auch etwas teurer haben können. Aber man hätte doch nur eine ganz schöne Aussicht gehabt.

Geschrieben von in Weite Welt um 13:36

Dienstag, 12. September 2006

Sehnsucht orten

Man versucht sich seinem Sehnsuchtsort ein Leben lang zu nähern. Wobei nähern tatsächlich mit Bewegung zu tun hat: fahren, gehen, fliegen. Gemeint ist der geographische Ort mit Längen- und Breitengrad, mit Tag und Nacht, mit Straßen und Wegen, und Häusern – möglicherweise solchen mit Aussicht. Die Sehnsucht, diesen Ort zu finden, ist in einem drin; der Ort dazu aber irgendwie auch. Wie aber ist der Ort meiner Sehnsucht in meinen Kopf gelangt? Es muss Bilder von Orten geben, die es tatsächlich gibt. Und das stimmt mich hoffnungsvoll, sonst machte ich mich nicht immer wieder auf den Weg, den Ort meiner Sehnsucht zu finden. Dabei habe ich gelernt, dass Abbilder – also Fotos, Filme etc. – ganz selten die Realität so wiedergeben, wie sie ist. Manchmal sogar glatte Lügen sind. Bewusst bin ich mir genauso, dass Texte, die bei der Leserschaft ebenfalls Bilder hervorrufen wollen, nicht selten die Realität eines Ortes zu idealisieren suchen; um damit dem gesuchten Idealbild im Kopf des Lesers zu entsprechen. Das gilt vor allem für Reisekatalogtexte. Aber auch für Beschreibungen wie man sie in manchen Reiseführern liest. Auch der Fotograf – ebenso wie der Autor von Reiseartikeln – hat immer die Möglichkeit einen Ausschnitt des Ganzen zu wählen. Er kann sich, wenn auch auftragsabhängig, entscheiden, was er zeigt oder gerade nicht zeigt. Damit hat er die Macht über den, der seine Bilder betrachtet. Der Betrachter hat keine Wahl, als das zu betrachten, was ihm vorgesetzt wird. Naiv betrachtet der unkritische Betrachter den oder die Ausschnitte als das Ganze. Er macht sich daraus sein Gesamtbild, malt sich sein Panorama aus, und ist schon in die Falle getappt. Mit diesem Bild im Kopf macht er sich auf den Weg. Freimachen kann er sich davon nicht. Unterwegs dann wächst die Erwartung an das Neue gleichzeitig mit der Angst vor der Enttäuschung. Die Enttäuschung – das kennt der Suchende – ist immer möglich; sogar sehr wahrscheinlich. Er findet den Ort schön, ohne jemals da gewesen zu sein; und entwickelt hernach eine Sehnsucht, diesen Ort aufzusuchen. Aber auch der kritische Betrachter mag es nicht, seine Illusion vom verheißenen (zuvor fotografierten, gefilmten, beschrieben) Ort zerstört zu sehen. Desillusionierung tut weh. Und so glaubt er lieber etwas mehr, als etwas weniger, dass er diesen Ort besuchen sollte.

Konsequenterweise sollte man den Ort meiden, in den man sich verguckt hat, den man schon kennt, ohne jemals vor Ort zu sein. Denn wie gesagt: Enttäuschung ist schmerzlich.

Der Ort, der enttäuscht, ist im Übrigen unschuldig daran, dass er enttäuscht. Er hat nicht danach verlangt, dass ich meine Sehnsucht gerade auf ihn projiziert habe. In Gedanken unterwegs zu meinem Sehnsuchtsort kommt die Frage auf: Was eigentlich ist ein Sehnsuchtsort? Welcher Art ist dieser Ort? Was ist typisch an ihm? Was unverwechselbar? Einzigartig? Ich fühle mich nicht berufen, darauf eine allgemeingültige Antwort zu geben. Ich kann nur für mich sprechen. Aber eine leichtere Aufgabe ist auch das nicht. Fest steht wohl, dass der Ort meiner Sehnsucht aus vielen Orten besteht, da ich aus meiner Reiseerfahrung weiß, dass ein einzelner Ort immer unzulänglich bleibt. Den prototypischen Sehnsuchtsort zu finden – das kann ich mit Sicherheit sagen – ist unmöglich. Und so paradox es klingen mag: gerade dieses Wissen treibt mich weiter an. Paradox? Vielleicht. Für mich nicht. Weiß ich doch: Der Ort, ob er existiert oder nicht, existiert in meinem Kopf. Das habe ich auch gelernt. Und so folge ich gerne weiter meiner Vorstellung, die mir beständig einredet, der Ort befände sich ganz sicher irgendwo auf dieser Erde. Euphorisiert von der Vision, suche ich weiter, und suche weiter außerhalb meines Kopfes. Und möglicherweise ist die Suche danach, das was die Sehnsucht nach diesem Ort in ihrem Wesen ausmacht. Das gewisse Kribbeln, das ich spüre, wenn ich mich auf den Weg, auf die Reise mache. Mindestens hat der Weg zum Ziel einen wichtigen Anteil daran. Es ist aber immer auch die Suche nach einem Glücksgefühl, vielleicht nach dem Glück selbst. Und dieses Glück empfinde ich ganz stark – auch das habe ich gelernt – wenn ich angekommen bin. Wenn ich bei mir angekommen bin. Und ganz nah bei mir bin. Und wenn ich schließlich meine Gefühle nach meinem Sehnsuchtsort suchen lasse, gehen meine Gedanken zu konkreten Orten und Plätzen, in wirkliche Städte und Häuser, wandern durch ganz irdische Landschaften und kommen auch ans Meer. Diese Orte, die ich in das Bilderbuch meiner Erfahrung eingefügt habe, sind – das kann ich sicher sagen – untrennbar mit dem Schreiben verbunden. Mit dem intuitiven Griff nach einem Schreibwerkzeug. Kaum an dem fremdem Ort angekommen, muss ich schreiben. Alles scheint mir plötzlich interessant. Einige Orte von höchster Produktivität haben einen besonderen Platz in meinem inneren Album: Paris, St. Germain, Café de Flore und das Deux Magos; ebenso eine Parkbank sur la Place de Saint Sulpice; und Elba, da selbst Poggio, das kleine, windige Nest in den Bergen; oder der Gardasee, Torri del Benacco, später auch Riva del Garda; schon früher: Alto Adige, Südtirol, mein Tre Chiese hoch über dem Eisacktal; Katalonien, hinten die Berge und vorne das Meer, Platja sa Tuna und Begúr, die kleine Stadt auf dem Berg mit dem Blick zum Meer; ebenso Santa Margherita Ligure an der Riviera de Levante; und das Oberengadin im Winter, der Eintritt ins Paradies nach gelungener Flucht aus den verregneten Dolomiten, Tage am wärmenden Kamin des Saratz in Pontresina. Solche Orte sind wie das Echo meiner Sehnsüchte. Sie geben mir Sprache. So wie jetzt und hier: Graubünden im Dezember, im Schnee, im Sonnenschein, im Blick die dampfende Therme vor unserem Zimmer, Hotel Therme, Vals; Room 707; ich bin ganz nah bei mir selbst und ich schreibe. Ich

schreibe: die Sehnsucht darf sich nie erfüllen. Das Wesen der Sehnsucht ist, dass sie unerfüllt bleibt, und uns dadurch am Leben erhält.

Geschrieben von in Weite Welt um 22:16

Mittwoch, 19. Juli 2006

weite welt 26: the georgian hotel, santa monica, usa

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 14:01

weite welt 25: the georgian hotel, santa monica, usa

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 14:00

weite welt 27: santa cruz, jamaika

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 13:59

weite welt 28: port antonio, jamaika

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 13:58

weite welt 29: casablanca, marokko

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 13:57

weite welt 30: casablanca, marokko

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 13:56

Sonntag, 9. Juli 2006

weite welt 24: albergo rosa, verona, italien

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 19:31

weite welt 24: albergo rosa, verona, italien

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 19:30

weite welt 23: albergo rosa, verona, italien

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 19:27

weite welt 22: hotel esmiralda, paris, frankreich

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 19:19

weite welt 21: hotel esmiralda, paris, frankreich

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 19:18

weite welt 20: hotel esmiralda, paris, frankreich

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 19:06

weite welt 19: sydney, australien

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 01:35

weite welt 18: fidschi inseln, südpazifik

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 01:24

weite welt 17: flughafen chiuaua, mexiko

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 01:18

weite welt 16: flughafen madrid-barajas, spanien

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 01:01

weite welt 15: flughafen las vegas mccarran, usa

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 01:00

Montag, 3. Juli 2006

weite welt 14: iowa, usa

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 21:36

weite welt 13: sao paulo, brasilien

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 21:29

weite welt 10: assuan, ägypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 21:15

Samstag, 1. Juli 2006

weite welt 9: new york, usa

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 00:01

Freitag, 30. Juni 2006

weite welt 8: chikago, usa

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 23:59

weite welt 7: istanbul, türkei

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 23:56

weite welt 6: kandy, sri lanka

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 23:49

weite welt 5: el fuerte, mexiko

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 23:35

weite welt 4: negril, jamaika

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 23:33

weite welt 3: luxor, ägypten

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 23:31

weite welt 2: chicago, usa

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 23:28

weite welt 1: lissabon, portugal

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 21:07